

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1939

7 (12.2.1939)

Der Führer

AM SONNTAG

Sonntag, 12. Februar 1939

Folge 7 / Jahrgang 1939

Hermann Burte

Zum 60. Geburtstag am 15. Februar 1939

Der Schreiber dieser Schau auf Wesen und Werk des Dichters hat auf denkwürdige Art während des Krieges den Weg zu Hermann Burte gefunden.

Ich lag mit einem lieben Kameraden in einer grünen Hangmulde des Artois in einem Unterstand, der durch eine Glascheibe einen Streifen helles Tageslicht empfing. Eines Morgens früh wuschen wir uns im Wasser eines nahen Granatstrickers, und als der Freund sich über dessen Rand tief vornüberneigte, daß eine blonde Haarsträhne wie Gold in der Sonne glänzte, glitt ihm aus dem feidenen Hemde ein silbernes Kettlein, an dem ein kleines Hafenkreuz hing. Ich haßte nach dem glitzernden Ding, das ich für einen der damals von vielen getragenen Talismane hielt, denn ich wußte als Kind meiner Zeit wohl alle Mythen der Antike, während germanische Frühgeschichten im Nebel des Nordens unbeachtet geblieben war. Als ich hernach mit dem Kameraden in den Unterstand trat, gab er mir aus seinem Tornister ein Buch, und es war eben die Geschichte eines Heimatforschers „Wiltseher, der ewige Deutsche“ von Hermann Burte. Ich las darin am besondern Hafengang vom Morgen bis Abend umrauscht vom Abschuß und Einschlag der Granaten, während im nahen Waldchen 125 die Vögel sangen, und war von dieser Stunde an dem Dichter unseres völkischen Schicksals, der mitten im Verfall schon 1912 das Hafenkreuz als rettendes Heil uns wies, in unbedingter Treue verfallen: — sein Gedankenkreis wurde mir zum Gleichnis des Allgültigen und Ewigen.

Es wird wohl noch vielen völkisch denkenden Leuten am Oberrhein so ergangen sein, daß sie wesentliche Menschenformung aus dem dichterischen Werk dieses Mannes erfuhren, dessen 60. Geburtstag darum in der Landschaft mit höchster Dankbarkeit begangen wird.

Hermann Burte ist am 15. Februar 1879 in Maulburg geboren, einem kleinen Dorf im klassischen Marktgräberland, über dem unvergänglich das Lächeln des heiligen Johann Peter Sebel leuchtet. Die alemannische Sippe der Strube hat ihr Blutaderngezweig, unbekümmert um politische Staatsgrenzen, über die ganze Dreiländerdecke gebreitet, und ihre Männer waren alleamt Bauern und Handwerker, Arbeiter und Soldaten. Aber das geheimnisvolle Wunder des Offenbarung schaffenden Geistes machte diesen Dichter gleichzeitig zum Erben einer wahrhaft erlauchten Ahnenreihe, die in Basel ihren Stammsitz hatte, und was die Wachsen, Niehische, Burdhardt und Spitteler vor ihm an Deutung, Gestaltung und Umwertung abendländischen Kulturwillens schufen, das hat Hermann Burte schöpferisch begnadet in sein Werk aufgenommen.

Das ist die einmalige Größe dieses Schaffens, daß es mit allen Wurzeln und Fasern im heimatischen Grund verankert ist, um mit gedrungener Stamm eine Krone zu tragen, die mit ihren feinsten und letzten Zweigspitzen sich ins Unendliche taucht.

Der selbstgewählte Bildungsweg seiner Jugendjahre führte den Dichter nach England und Frankreich. Gesunde Selbstherrlichkeit bewahrte dies Wesen vor der größten deutschen Gefahr, vor der Niehische so leidenschaftlich gewarnt hat, nämlich Kultur als eine Angelegenheit des Eigentlichen zu betrachten, und mit unablenkbar sicherem Instinkt hat Burte gerade diese beiden Länder ausgewählt, um sich ein eigenes Wertgesetz völkischen Maßes zu gewinnen. Die deutsche Bildung stand immer einseitig unter dem Antrieb, daß Wissen gleich Macht sei, aber in England zeigte ein Imperium sich im Besitz der realen Macht, ohne von diesem geistigen Idealismus befehen zu sein, und Paris mit allem Glanz abendländischer Kultur, mitte gab das gegenteilige Beispiel, daß alle Wissenschaften und Künste nur geistreicher Vorwand für die Ruhmsucht dieser Nation waren, um den nackten Willen zur Macht vor der Welt dahinter zu verbergen. In England und Frankreich hat Burte das völkische Ziel der Deutschen erkannt, jenen idealistischen Trugschluß, daß Wissen gleich Macht sei, zur rechten Wirklichkeit zu erfüllen, nämlich den Geist zum Meister auf dieser Erde zu machen, indem wir entscheidende Macht mit den Mitteln eines starken Staates auf ihr gewinnen.

Erz in das deutsche Träumerherz gegossen zu haben, das ist das große Verdienst dieses Dichters vom Oberrhein.

Von der Suchtwelt des Preußentums aber ist nur ein kleiner Schritt zur Prometheusmythe, und schon der alte Droschen hat in seinem klassischen Vorklug das prometheische Gleichnis geliebt, um damit die geistige Haltung dieses großen Preußen in menschheitsgültiger Weise zum Ausdruck zu bringen. Der antike Mythos vom titanischen Lichtbringer, der den Göttern das Feuer raubt, um die leidenden Menschen damit zu beklüden, ist aus unserer Geisteswelt am Oberrhein nicht mehr hinwegzudenken. Drüben in der Schweiz steht im Vostal unter herrlichen Bäumen ein wunderbarer Erzgub, der Prometheus sinnend darstellt, während eine jungfräulich nackte Pallas von oben an sein Ohr mit dem Wunde niederhüllt. So ist im Zeichen des Preußentums oder des Prometheus der entscheidende Geisteswandel am Oberrhein geschehen, und Burte ist der Dichter, der als vollendetster Ausdruck solchen Wesens in die Nachwelt ragen wird.

Somit sind es drei Teile, in denen wir die Entfaltung dieses Dichters als Ganzes erfüllt sehen, und das von ihm geliebte Gleichnis des Baums mag sie uns verfinstern: denn während das Tiefste mit Herz und Sinnen im Boden der Heimat wurzelt, das Höchste sich in den Aether mythischen Geistes erhebt, bildet der Wille zum völkischen Machtstaat die Mitte, ähnlich der wichtigen Säule des Stammes.

Ganzheit zu besitzen, ist aber das Merkmal jeder wahrhaft schöpferischen Größe, und sie wird nach dem Sinn dieses Gleichnisses nur aus der Welt des Gegenfases und der Pole gewonnen, indem Wille ihnen herrlich ein Drittes überordnet, das zu lebendiger Zeugung verbindet.

Je klassender die Gegenläge sind, die ein Mensch zu meistern versteht, um so erhabener gestaltet sich sein Werk, und jede Deutung geht bei Hermann Burte fehl, die nicht seine kämpferische Haltung aus dem schroffen Gegensatz zweier Lebensmächte begreift, wie sie seit Anfang im Wesen der Schöpfung liegen. Das ist bei ihm der Herrenmensch in der völkischen Gemeinschaft, was den Klassikern des Idealismus die freie Persönlichkeit im Gefüge der Staatsordnung war, und aus diesen Polen hat sich das Schicksal des Wiltseherdeutschen erfüllt. Mit der Würde des Menschen im liberalen Sinn hat dieser herrliche Wille nichts gemein, hier bricht vielmehr eine elementare Kraftnatur sich Bahn, die mit dem unbedenklichen Glück gesunder Muskeln ein helles Hirn verbindet. Die Welt ist seine Beute, dieses Herrentum ist urewige Wikingerschaft, jedes Wort in dieser Dichtung ist blonder Siegesgruß. Auf dieser Polseite gibt es keine Bindung, der ungebundenste Genuß aller Güter dieses schönen Lebens ist sein unbekümmertes Ziel, wie es in der einen berühmten Schlussformel des Wiltseherdeutschen ausgesprochen ist: „Genuß und Stroh!“ Daneben aber steht, und das haben viele Ausleger im Entsetzen über dieses unbürgerliche Wort übersehen, ebenso schroff die andere Polseite aufgerichtet, die den einzelnen in die Gemeinschaft



Die neueste Aufnahme von Hermann Burte

Aufn.: Privat

bindet, und wie jene andere Welt sich den Genuß als höchstes Glück der Erdentinder erhebt, so hart und unbedingt wird im Bereich des Völkischen die Zucht gefordert, wie es in der anderen berühmten Schlussformel des Wiltseherdeutschen ausgesprochen ist: „Das Beste in der Welt ist der Befehl!“ Die Großtaten dieser Kultur und Staat gestaltenden Urtriebe unseres Wesens, die unbändige Lust

zum schönen Götterfunken der Freude, dagegen der preukische Pflichtgedanke des harten Opfermuts klingen lebendig in diesen Polen fort, aus deren kräftiger Spannung jedes echte Mannesleben sich erfüllt.

In solchen Spannungen zu leben, das ist nur einem ferngefunden Menschen vergönnt, und in der Tat darf sich Hermann Burte dieses Glücks erfreuen. Es war den waltenden Mächten pfeifbar eine Lust, diesen Mann zu begaben, denn sie taten es in seltener Fülle. In unserem Zeitalter, wo alle Leistung zumeist auf das Sondergebiet abgedrängt ist, sehen wir mit Staunen einen Dichter, der als Lyriker, Epiker und Dramatiker gleich Meisterliches geschaffen hat, wobei wir des Wunders gedenken, daß der Lyriker in gleicher Größe die Mundart wie Hochsprache beherrscht, von der Nebenbegabung der Malerei ganz zu schweigen, die doch auch den Rang des Gewöhnlichen weit überragt. Wir gedenken des Wortes von Jakob Burdhardt, der in allerseitiger Anlage ein Wesensmerkmal der vollendeten Persönlichkeit erkannte.

So lebt der Dichter, längt mit den höchsten Ehrungen ausgezeichnet, in unserer Mitte als Seher und Sager einer gewaltigen Zeit, der er nach den Worten eines Urkundgedichtes als Bestes das gab, wessen sie im lobenden Chaos am meisten bedurften, nämlich Mut, dem Schicksal überwindend in den Rachen zu greifen, und wir deutsche Leute am Oberrhein bringen drum Hermann Burte, dem Meister im Flachsänder Hof zu Lörrach, dankbar unsere herzlichsten Glückwünsche dar: Sein Wort ist unser Wesen!

Mag Dufner-Greif.

AN DAS ICH

Von Hermann Burte

Du mein geliebtes und verhaßtes Ich,
Du, angebetet, abgelehnt, verfloßen,
Gefährmächt von Wiesen, die sich wüß erboßen,
Weil du nicht anders wurdest einen Strich —

Nein, bleibst, was du gewesen, wenn im Tosen
Des innern Sturms die Wiltung brach und wich!
Nichts halte ich zulezt so fest wie dich
Und möchte mir kein anderes erlösen.

Wohl hegst du heilig lieb die Gemeinschaft
Der Menschen gleicher Art aus Blut und Boden,
Doch gilt vor Gott nur, was der Mann allein
schafft,

Er muß den Urwald seines Wesens roden,
Sich selber treu, bis endlich ihn die Pein rafft
Wie Krift am Holz und in der Esche Woden.

(Aus „Anfer am Rhein“, Verlag G. Haessel, Leipzig)

Volk und Kunst

Von Hermann Burte

Wenn einer die Ehre hat, über „Volk und Kunst“ zu sprechen, muß er sich zuerst klar werden, was die Begriffe „Volk“ und „Kunst“ enthalten.

Trend eine Anhäufung von Menschen an irgend einer Stelle des Erdballs ist noch lange kein Volk und keine Volksgemeinschaft. Gemeinsamer Ursprung, gemeinsame Geschichte, erlebtes Glück und durchgelebte Leiden, blutmäßige Verwandtschaft und seelische Verbundenheit, der Glaube der Gesamtheit an den Führer und des Einzelnen an Alle, das Gefühl, ein lebendiges Wesen zu sein, alles das erst macht ein Volk aus!

Wer aber gehört zu diesem Volke, wie sieht es sich zusammen?

Wenn ein Mensch sich über die Landschaft im inneren Bogen des Rheins so hoch erheben könnte, daß er, mit magischem Blick begabt, alle Menschen in diesem Lande Große und Kleine, zu schauen vermöchte — den Bauern am Pflug, den Nebmann in den Reben, den Fuhrmann auf der Straße, den Jäger im Walde, den Fischer am Strom, den Kraftwerker am Schaltbrett, den Weber am Stuhle, den Stecher an der Walze, den Beamten am Schalter, den Fahrer am Steuer, dazu die Frauen in den Häusern, bei der Arbeit, in den Küchen, Stuben und Ställen, in den Webstühlen, im Telefonapparat, die Verkäuferin, die Lehrerin, alle, den Maler an der Staffelei, den Dichter an der Handchrift, den Richter am Urteil, den Pfarrer über der Predigt, Baumeister am Planen, Gelehrte an den Urkunden, alle Berufe, zuletzt die Greise und Kinder, Alles, was da lebt und webt, die ungeheure Fülle und Mannigfaltigkeit der Menschen eines Stammes in ihrem Gau — er hätte noch nicht das ganze Volk gesehen!

Denn zum Volk in seiner geistigen und ewigen Einheit gehören nicht nur die Lebenden, sondern auch die Toten, die Ahnen, die Väter und Mütter unter dem Boden, in der Erde, aus der sie gemacht und zu der sie wieder geworden sind.

Und wenn sie alle aufstünden aus ihren Gräbern, nicht nur die in der Heimat, sondern auch jene, die fern der Heimat für diesen Fleck Erde am Oberrhein, für die Jünglinge, für Kaiser und Reich gefallen sind, für das heilige Reich der Deutschen zwischen Maas und Memel, auch dann wäre es noch nicht, trotz der ungeheuren Zahl, das ganze Volk.

Denn zum Volk als ewiges Ganzes gehören auch die Zukünftigen, die noch Ungeborenen, sie alle, die bis zu das dritte und vierte Glied hinein zu tragen, zu leiden, zu genießen, auszulieben haben, was die Gegenwärtigen ihnen an Gutem und Bösem vererben oder übermachen. Tote, Lebendige und Künftige erst machen das ganze Volk aus!

Ein Volk atmet einem ungeheuren Strom: Quelle und Stromfall, Stromschnelle, Untiefe, Stau und Mündung — alles gehört zu seiner Gestalt und formt sein Dasein!

Und wie das Wasser in der Natur als Wolke wieder den Bergen zumandert, so geht auch über dem Strom der Volkheit, dessen einzelne Tropfen im Unendlichen untergegangen scheinen, ein geistiges Strömen zurück vom Meer nach der Quelle: dieses Auferstehen und zur Quellengehört ist ebenso wahr und wirklich wie das Fallen der Wellen im Strombett, nur fährt es uns zu Häupten hin, unsichtbar, unfaßbar aber denkbar und offenbar!

So ist das Volk, recht bedacht, ein geheimnisvolles Daseinsgeheimnis, schwer zu fassen. . . Auch die Kunst, sie sei Baukunst, Staatskunst, Tonkunst, Dichtkunst oder hier Bildkunst, ist ein geheimnisvoll Lebendiges und sagt die Lösung ihres Rätsels nicht in jedes Ohr.

Was will die Kunst eines Volkes und was soll sie sein?

Die Kunst sucht dem Leben einen Sinn zu geben und diesem Sinne eine Form oder Gestalt. Die Kunst ist Lebensausdruck: Beherrschung und Verewigung des Vergangenen, Gestaltung und Offenbarung des Gegenwärtigen, Ahnung und Planung des Künftigen.

Ackerbau, Fischerei, Weberei, alle Gewerbe und alle Handwerke dienen dem Leben und seiner Fürsorge; sie alle sind von der Not geboren; sie kämpfen für den Menschen gegen Hunger und Kälte, Elemente, Feinde; innen und außen: sie helfen ihm, den göttlichen Befehl auszuführen: *Machet Euch die Erde untertan!*

Die Kunst aber geht über das Notwendige hinaus; wenn die Lebensfürsorge dem Menschen zum Dasein, zum Sieg im Lebenskampf hilft, so läßt die Kunst ihn des Daseins erst recht inne und bewußt werden. In der Kunst ahnt der Mensch seinen Schöpfer und dessen schaffendes Werk nach: er formt im Stoffe eine Gestalt nach seinem eigenen Ebenbilde. Diese Werke der Kunst erfreuen den Menschen und heigern sein Empfinden. Und an der Freude und dem vermehrten Lebensgefühl macht die Art: Art schaffen durch Freude, das soll die Kunst!

„Ein schönes Ding ist eine feste Freude!“ In Tauten, Standbildern, Malereien, Tonlagen, Liedern und Gedichten schafft der Mensch sich eine erhöhte Welt und einen erhöhten Menschen. Indem der Tragiker die Menschen erschüttert, weitet er ihren Geist, beflügelt die Seele und macht durch das Mitfühlen erdachteter Leiden die Herzen fähiger zum Ertragen der wirklichen.

Volk und Kunst sind verbunden durch die Schaffenden: der Rahmen aber, der sie hält und einigt, ist die Landschaft, ist der Boden, der heilige Gotteserdboden!

Blut und Boden! Diese ungeheueren Mächte gestalten den Menschen, halten ihn in jeder Sekunde seines Daseins gebunden, formen seinen Körper, seinen Geist, sein Gefühl, seinen Glauben! Was man Geschichte nennt, sind die Rinnale des Blutes in den Formen des Bodens: „Die Erdgeschichte befragt die Geschichte“, sagt der Dichter.

Der Lage und Form des Bodens nach wachsen die Völker und, vom Boden elementar bedingt, ihre Art, ihre Kulturen, ihre Kriegen, Aufstiege und Untergänge.

In der Landschaft sind Volk und Kunst verbunden und gebunden: wer ein Volk will recht verstehen, muß in seine Landschaft gehn.

In diesem herrlichen Rahmen, wie verhalten sich da Volk und Kunst zu einander?

Das können wir uns an einem unvergleichlich belehrenden Beispiel klarmachen, am Verhältnis des größten Markgräfler Künstlers zu seinem Volk: an H e b e l !

Wie? höre ich da sagen, soll H e b e l, der Dichter und Erzähler, hier in einer Bilderausstellung als Künstler behandelt werden?

Ja, das soll er, denn er ist ein Künstler, und was für einer!

Seine Gedichte sind Künstlerwerk, mit großem Bedacht und sehr wachem Bewußtsein geschrieben. Er lernte die Sprache und ihren Bau kennen, wie ein Maler die Anatomie; er studierte die Wendungen des Volksmundes, wie ein Maler die Posen des Modells; er, der vom Vater her pfälzisches Blut war, hatte sich völlig veralemant; er wendete sich an Alle, deren Wissen seiner Kunst helfen konnte; er wählte keine Stoffe aus der Bibel, aus der Sage, aus vornehmlichen Niederbüchern und packte nun die ruhenden oder noch ungebildeten Stoffe mit reiner Hand, mit reinen Sinnen an, es ging ihm, wie Goethe sagt: *Fast des Künstlers reine Hand, Wasser wird sich dallen!* So vollendet ist seine Kunst, sein wahrer Sinn, beim Schaffen, daß sie das Höchste erreicht: sie wirkt als Natur! — Genie ist Kunst, die als Natur wirkt!

„Weil er so treu ist, so redlich, so unbestechlich, darum ist er so wirksam! Die Zeit wird kommen, wo man Hebel als Künstler erlirbt und begreift, daß solche Verle, wie er sie zu Duzenden schreibt, aber nur er! — mit voller Absicht und Kenntnis der Wirkung geschrieben sind.“

... Als 1808 sein Buch erscheint, steht die schulummernde und mitterliche Welt des Markgräfler Dorfes von den Toten auf und lebt: da hat die Kunst des Dicht-

ters das Gegenwärtige von damals offenbar und sinnfällig gemacht!

Vom Volk war ihm in stillen Lebensjahren das Wesen angefüllt, er hatte sich daran vollgejoget und atmete beglückt und beglückend es wieder an.

So geht das Gut des Volkes, von ihm genommen, zu ihm zurück und tritt befehlend in sein Bewußtsein ein: eigentlich war es immer da: nur stumm. Nun hebt sich das Volk mühselos, mit Lust, durch die Kunst des Dichters in dessen reiner Sphäre und findet da die eigene Art, wahr und klar geäußert. Der Geist des Künstlers bildet das werdende Geschlecht; sein Wesen befruchtet andere, seine Art zu leben und zu sagen, wird übernommen, entwickelt, in bestimmter Richtung weiter getrieben: und nach Jahren und Jahrzehnten strömt sein Geist in jedem Wesen, er kann wahr und wirklich sagen: *Ich bin Ihr!* Er ist der ewig Schenkende, der geliebte Genius der Heimat, Volk und Kunst sind durch ihn in der Landschaft eins geworden.

Was bei Hebel und dem Volk unbedingt vollendet geschah, geschieht mit andern annähernd oder ähnlich.

Nichts ist der Dichter ohne das Blut und den Boden eines lebigen Volkes, nichts bedeutet ein Volk für die Menschheit ohne das Blut und den Geist seiner Dichter.

Adolf von Grolman

„KATTE“ Zum 60. Geburtstag Hermann Burtes ein Gedenkblatt

Am 25. Februar wird Hermann Burte mit der Aufführung seines Schauspiels „Katte“ im Badischen Staatstheater Karlsruhe geehrt werden. Dieses Ereignis nehmen wir zum Anlaß, den nachfolgenden Beitrag aus der Feder des Verfassers des bekannten Buches „Wesen und Wort am Oberrhein“ zu veröffentlichen.

Der märkische Edelmann und preussische Kapitänleutnant Hans Hermann v. Katte hat einen so klaren und unterschiedenen Verstand, daß es ihm möglich ist, aus lauter Langeweile vor dem Dienst und aus viel Eitelkeit gefährliche politische Aktionen zu angreifen und dabei ebenso, wie bei den Todegen, scheinbar heilfroh kommene Dinge und Ereignisse voraus zu berechnen. Er ist kein „tragischer Held“, er ist kein „Dichter“, noch weniger ein „Bigeuner“, ein „Schauspieler“; sein Soldatenkönig-

treter der norddeutsch-protestantischen Orthodoxie, welcher bekanntlich auch noch eindeutig und ohne jede Einschränkung Zeit seines Lebens ergeben war. Und Katte, damals 23jährig, kommt im Laufe dieses Schauspiels zum äußerlichen Tode durch den einziq ihm nahen Mann, darüber hinaus aber kommt er zum ewigen inneren Leben, weil er in eben dieser Orthodoxie mit dem König eins wird. Das ist der Gang dieser Handlung, dieses Schauspiels. Denn das allein ist Katte!

HERMANN BURTE

Von Friedrich Roth

Wer Dich an Wuchs und Angesicht erkannte, weiß, daß hier jene Hodgebut geschah, die Wunder ist: Es steht der Geistesandte aus seines Stammes reichsten Kräften da. Was sich in langer Frist nicht mehr ermannte, als wär die Zeugung alles Volkes hin, erhielt mit einem Leben, die gebannte Urkraft stieg auf zu läug neuem Sinn.

Willst du kam, Mit Wachten trat er nieder, Und seine rauhe Stimme schallte Sturm. Ein träger Vogel sträubte sein Gefieder; im dunklen Sumpfe krümmte sich der Wurm, und im Geneste regten sich die Glieder des Untiers Widersucht, Gemohnheit, Neid. Des Sängers Zornmut aber rauschte Lieder und rarf die hohe Forderung in die Zeit.

So sechs Jahrzehnte, sechs erglühete Schelben, am Feuerstob des Erigen entfiacht. „Du sollst Dein Schicksal mit dem Blute schreiben!“ Die erste Scheibe sirrte in die Nacht: Das Volk, nähert aus seinem echten Bleiben. Die zweite Scheibe stieg: Des Volkes Gott! „Du darfst mit seinem Heil kein Luder treiben, mit allem Hohen keinen freveln Spott!“

Die dritte stieg, Sie galt dem Edeltume, das aufwächst und Gemeines überragt aus jener trächtigen heimischen Erde Krume, und das die finsternen Mächte überragt. Die vierte stieg der Kraft, der lichten Blume. Sie zeugte fort. In junge Herzen fuhr ihr heller Strahl. Es lächelte die Muhme der Ewigkeit, verfolgend ihre Spur.

Und für des Reiches Größe stieg die stelle und stolze Bahn der fünften Scheibe auf. Ward auch geirrt, es galt doch Deutschlands Heile. Die Sonne leitete der fünften Lauf und mandte selbst sich. Eine kurze Weile: Die große Wende kam, es kam das Licht, das alle Nacht an hochgestauter Zeile nie Flut und Wut zu neuem Siege bricht.

Dem Führer gilt, dem Führer gilt die beste und sechste Scheibe, die zum Aether fliegt. — Der kühne Werfer tritt zu seinem Feste und weiß: sein tapferes Wollen hat gesiegt. Er steht und holt mit wrg ruhiger Geste zum nächsten stellen zweiten Wurf aus. Was er auch wirft zu ferner Zukunft Reste, die Scheiben werden glühen: fürs deutsche Haus.

und Meister wartet ihn einmal, wissend, daß die große Begabung dieses „Genies“, dem eigenen „Genie“ des Soldatenkönigs am Kreuzweg von Pflicht und Neigung würde gefährlich werden. Katte kann viel, er kann beinahe alles, und zuletzt kann er auch bekennen und herben: „Als ich glücklich war, da erschienen mir Sinne und Schind nur als Wörter im Munde des Wahns, nun ich elend bin, ist mir Sinne die einzige Gewissheit in der Welt. Ich habe gehofft, gestrebt und wurde betrogen. Mein großer Ehrgeiz ließ mich Fehler begehen, mein verdammtes Ehrgeiz . . . — Meine Seele gab ich preis um dazer Dummungen willen, ah, ich war eitel, eitel.“ Dies ist die Summe von Kattes Weisheit im 5. Akt und gleich nachher wird diesem überlegenen, im Tode absolut überlegenen Verstande klar: „Anständig vor der Welt, doch nicht vor Gott“ (S. 129).

Als „Katte“ 1914 erschien, schickte sich die deutsche Nation an, in den großen Krieg zu ziehen; man nahm damals, und bisweilen auch noch heute, „Katte“ als eine Verherrlichung des preussischen Pflichtbegriffs, als eine Verherrlichung des Preussentums überhaupt. Selber sind 25 Jahre vergangen, und das „Schauspiel“ Katte vollzieht sich in ungeminderter Glanzkraft vor dem Volkmaner; es ist gut, immer wieder zu wiederholen, daß es sich um Katte handelt, und um sonst nichts! Die großen und kleinen Ereignisse und Personen dieses Bühnenwerks kummern sich um Katte, nicht umgekehrt. Katte ist stets sehr einsam, je mehr Menschen ihn umgeben. Er hat die Freundschaft mit dem Kronprinzen, — und er stirbt für die Liebe zu des Kronprinzen Schwester und weiß genau, wie fern dies alles ist; genau so fern wie die Kameraden, die vor dem Dienst, der „Welt“, . . . — nah ist ihm nur Einer; der Soldatenkönig mit alle seinen Tanten und Eigentümlichkeiten. Warum dennoch nahe? Friedrich Wilhelm sagt mit Recht von sich als grundsätzlicher Erscheinung: „Ich bin ein christlicher König, der Gehorsam verlangt. Gehorsam ist besser, denn Opfer“; er ist und bleibt ein heiler Ver-

Der Mensch lebt nicht um eines einzigen Problems willen: „Der Miß zwischen Vater und Sohn im Hause Hohenzollern geht mitten durch mein Herz. Der Vater hält den Sohn für einen Französlina, der Sohn den Vater für einen deutschen, oder noch schlimmer, für einen teuflichen Drakunen: in Wahrheit ist weder der eine ein Franzose, noch der andere ein Teufel, sondern beide, alle beide sind kantonische Preußen. Preußen, unser Preußen, ist eine Sache für sich“. So flug ist Katte, bevor er nachher seine Weisheit. Er ist sogar noch klüger: „Vater und Sohn begreifen sich nicht. Zwischen beiden ließe ich und gebe beiden recht; aber ich kann keinem ganz mein Herz geben; wer aber sein Herz teilen muß, der stirbt“. Und dies ist Katte ganz, nicht aus Ueberdruß, nicht aus Mitleidigkeit, nicht aus Nummer. Katte ist ebenjowenig wie sein König ein Kalvinist. So steht es ausdrücklich im Text des Schauspiels zu lesen! Katte ist orthodoxer Protestant im Jahre 1790. In diesem Jahr schrieb Bach seine dramatische Phantasie und Fuge, im Jahr 1729 die Matthäuspassion! Versteht man Kattes Tod? Versteht man auch sein Leben, seinen Verstand? 1729 ward Lessing geboren. Und Lessing schrieb später den Vater von Burtes „Katte“, den „Pilotas“; damals war der Kronprinz König, Sieger, aber er war ebenso einsam wie sein königlicher Vater und wie sein alttdäiger Freund. Ermit hat die Orthodoxie? Wir sind Preußen, Katte, da verliert man seine Gefühle, das nährt ausgezeichnet den Charakter. Das Ganze ist nichtig, Einer ist nichts“, das sagt die Prinsessin Wilhelmine zu Katte, 1914 geschrieben. „Das Ganze ist nichtig, Einer ist nichts . . .“ — dies ist die Grundlage der nationalsozialistischen Weltanschauung! Man ermit, um was es in „Katte“ geht. Oder noch nicht? Dann steht es im Text des Schauspiels selbst (S. 50): „Es ist die Sache, um die es geht, und ich bin der Mensch, um den es geht“; dies sagt Katte, als es noch nichts zu beichten gibt.

Das Schauspiel „Katte“ führt nicht nur in die Tiefen der Frage nach der Gerechtigkeit, der Zulässigkeit einer

Hermann Burte

Von Sepp Schirp

Wie het einst s'Volch m' Wohlstand gfront, Un tief verheit im schaale Trott, Bluet, Bode, Ehr' und Chraft entthront — In Lueg un Trueg — sin alde Gott —

Doch isch m' do en Dichter cho, Wie Urhornstoß ins schlöfrig Gat, Het Scholle gworfe anderno — Blitzscharfe Dunder, Senk un Blei —

Rhii uff, Rhii ab, het's dröhnt, si Wort Als Stärn un heiße Strahl — Het Flamme gschlage, Quell un Hort Un Widerhall im Daal —

Jetzt lebt si Volch im helle Dag, In Chraft un Ehr' — wie Stahl — S'isch Sege gsi im Ruef und Schlag Du Heer — Mann — usem Daal!

„Kattentstiftung“, der Unaufrichtigkeit von Veratern und Richtern, — es führt auch in die Frage der Kunst; Katte steht auch hier zwischen Polen, zwischen Extremen, zwischen Möglichkeiten. Seine Fahnenflucht, die er begehren könnte, unterbleibt, denn sie wäre ein Schauspiel. Seine „Aeneidas-Haltung“ hebt sich selbst auf. Sein Freundesopfer kommt in die Nähe des Proletentums; Katte ist immer etwas rebellig, etwas wortfreudig; später wird es mit annehmender Bewußtheit der völligen Einseitigkeit etwas schweigsamer in ihm. „Anständig vor der Welt, doch nicht vor Gott“, das ist der erulte Schluß; alles andere ist Handlung, Bühne, Schauspiel, Theater.

Als Burtes „Katte“ vor 25 Jahren erschien, zog die Nation in den Krieg und in alle Kriegsfolgen. Heute wird der Dichter 60 Jahre, und man gibt dieses Schauspiel von der Frage nach der Verführung vor Gott. Das ist logisch, denn diese Frage ist, man mag sie aussprechen und umschreiben, wie immer man will, wesentlich die erste und letzte Frage, welche den Deutschen in alle Tiefen und Höhen bilden läßt. Kattes Leben und Hinrichtung samt allen Umständen und Personen drum herum ist Sinnbild, Ikon, wenn auch nachsichtlich vergängliches Sinnbild. Aber die Frage nach der Unaufrichtigkeit vor der Welt und der Verführung vor Gott steht wie ein großes Gestirn im fähiger, hoher Nacht. Gut zu wissen, daß solche Klarheit und solches Wissen aus dem Ulemannental am Oberrhein nach Deutschland drang. Das bewahrt vor Verallgemeinerungen.

Ein Egerländer als badischer Hofkomponist

Johann Kaspar Ferdinand Fischer, der Vorläufer Bachs Von Friedrich Baser

Das reiche, schaffensfrohe Leben des markgräflich-badischen Kapellmeisters der Witwe des „Friedrichs“, Johann Kaspar Ferdinand Fischer (1699—1748), begann 25 Jahre vor dem Johann Sebastian Bachs und reicht doch bis 4 Jahre vor Bachs Tod. Ein halbes Jahrhundert lang diente er in festerer Treue und Anhänglichkeit der Franziska Sibylla Augusta von Baden-Baden, von 1698 bis 1718 in ihrer Heimat Schlackenwerth bei Eger in Böhmen, wurde dann von ihr nach Baden und Raßnatt gerufen, wo er 1748 starb.

Schon vor Antritt seiner Kapellmeisterstätigkeit in Schlackenwerth gab er (1699) sein opus I. heraus: „Le journal du printemps“, 5stimmige Arien und Ballette (mit Trompete ad libitum). Bereits sein op. 2, das „Musikalische Blumenbüschlein“ (acht Partien und eine variierende Arie), lachte schon auch äußerlich von der beherrschenden französischen Mode abzukommen und geballter Arbeit gerecht zu werden. Im gleichen Jahre erschienen noch seine „Pièces de Clavessin“.

Sein gewichtigstes Werk beendete er noch vor seiner Verufung nach Baden, die „Ariadne musica, Neo-Organonum per XX Praeludia, totidem Fugas atque V Ricercaras“, sein op. 4, das auf den damals schon um Kammermusik- und Orgelmeister herangereiften Johann Sebastian Bach einen tiefen Eindruck machte und ihn zu seinem ganz ähnlich angelegten „Wohltemperierten Klavier“ anregte. Darüber hinaus aber war es auch eine Bestimmung- und Charakter-Verwandtschaft, die beide Meister, den älteren Egerländer und den jüngeren Thüringer, zu geistiger Gelogtschaft verband, obwohl sie sich nie im Leben trafen.

Es war ein Glück, daß Fischer diese gewaltige Werk noch in seiner verhältnismäßig ruhigen Dienstzeit in Schlackenwerth vollenden konnte, denn seit seiner Heberhebung (wahrscheinlich mit seiner gelamten Rachele) nach Baden 1718 mußte er zumeist Dorn, Masterdorn und Pestmuffel nach oft wenig entwickelten Texten und Anmerkungen komponieren, die uns zum Teil erhalten blieben, doch leider ohne Fischers Musik, die ganz gewiß der weitaus wertvollere Teil dieser Gelegenheitsarbeiten war. — Erst seit dem Tode seiner Herrin (1733) konnte er wieder reine Instrumentalwerke herausgeben, wie die acht Suiten „Musikalischer Blumenstrauch“ (1735) und „Musikalischer Parnassus in neun Partien bestehend und auf das Clavier eingerichtetes Schlag-Werk“ (1738). Nur noch in drei Exemplaren rettete sich eine Suite für Cembalo „Musikalisches Blumenbüschlein und neu eingerichtetes Schlagwerklein“ in der Staatsbibliothek zu Berlin, im dortigen Joachimsthal-Gymnasium und im Britischen Museum London. Als weiteres wichtiges Orgelwerk seien noch seine „Praeludia et fugae pro organo per 8 tonos ecclesiasticos“ genannt. Sein Erstlingswerk („Le journal du printemps“) wurde in einzelnen Stimmen in der I. Universitätsbibliothek in Upsala (Schweden) gerettet.

Hermann Burte als Maler

VON DR. KURT MARTIN

Um die Mittagsstunde des Johannestages ging Wiltfeber, der ewige Deutsche, den Mattenweg durch das Kirchbaumgewann herab zum Flusse; am Wehre sah er nieder und blickte hinein in das stürzende Wasser.



Karl Winter-Stein auf dem Totenbett

Dichter Hermann Burte und der Maler Hermann Strübe sind identisch.

Doppelbegabungen, die das Sichtbare dichterisch und bildkünstlerisch zu gestalten versuchen, sind nicht allzu häufig; das Bildkünstlerische steht meistens zurück, bleibt mehr oder weniger unausgebildet, dilettantische Beschäftigung solcher Dichter. Selten ereignet es sich deshalb, daß über die Zeichnung und ihre farbigen Möglichkeiten hinausgegangen und wirklich gemalt wird. Die bildkünstlerische Selbständigkeit, wie sie Geymer, der Maler Müller, Gottfried Keller, Walbert Stifter u. a. neben der Dichtung erreichen, ist die Ausnahme, die wiederum nur in vereinzelten Fällen sich zu einem geschlossenen und eigenen bildkünstlerischen Werk zusammenschließt. Das Werk aber wird nur durch Entwicklung zum Werk, denn erst aus dem fortschreitenden Werden bestimmt sich

Zeichnung 1923
Aufn.: Privat (5)

„Wie blauschwarzer Stahl stand es spiegelglatt über der Höhe des Wehrs, dann lief eine zitternde Kante blühend von Nord zu Nord und unter ihr löste sich die fläherne Flut in blinkendes Silber auf, weißlich, jungfräulich, stürmisch sprang das Wasser die Stufen hinunter über die glitschigen Wöhlen und Flecklinge; es rih runde Steine und Wacken mit sich hinauf und brach sich zornig an den eckigen Blöcken, die nicht weichen wollten. . . Jenseits hob das Gebirge an; da standen, sich übergrübelnd, die Pappeln; milddrüne Weiden spiegelten sich in der ruhigen Flut, und ihre niederhängenden Aeste schienen den Fluß zu peitschen; am Hügel hin schimmerten die Reben goldiggrün auf grauen Stedden mit gelben Bändern; ein Steinbruch glühte goldigbraun aus grünen Mattenhängen hervor; blauer Wald säumte den Hügelrücken, ein weißes Sträßlein kam vom Tale auf den Fieselschotterten Damm, ging über die alte, eichene Brücke mit ihren Eisbrechern und kräftig gefügten Jochen hinan den Nebberg, durch die Döfzgärten und das Mattenland und die Weizenäcker, bis es sich im Wald verlor und erst am Hange des Gatterbachtales wieder seinen staubigen Rücken den Strahlen der Sonne darbot.“

Die Landschaft im Gatterbachtal ist so geschildert, daß die Zusammenhänge der Formen und Farben deutlich werden, daß Sonne die Farben durchlichtet. Der Gegenstand erhält seine Realität, seine Flüssigkeit oder Festigkeit, seine Nähe und seine Ferne. Die Bildhaftigkeit des Wortes ist wirksam gemacht: es entsteht der deutliche Eindruck einer bestimmten Landschaft, ohne übertriebenen Lokaltou, weil sie allgemein erfasst ist. Die Sprache ist so geführt, daß der Leser ein Bild sieht und das Wort eine Sichtbarkeit erzeugt. Dieses Sichtbarmachen mit sprachlichen Mitteln setzt eine Sehbegabung des Künstlers voraus, unmittelbare Beziehung zwischen Auge und Welt, eine bildkünstlerische Tätigkeit. Tatsächlich ist Burte bildender Künstler. Als er den Wiltfeber schrieb, hatte er seine Lehrjahre an der Karlsruher Akademie bereits abgeschlossen. Burte ist heute auch Maler geblieben, seine Werke hängen in Museen und Privatsammlungen. Die künstlerischen Gebiete sind äußerlich unterschieden: der



Anker am Rhein

Gemälde 1937

der innere und äußere Umfang. Burtes Anfänge — und Burte gehört zu denen, die erst jenseits der „Schule“ begonnen haben — sind befreit und konzentriert, getragen von jenem jugendlichen Ernst, der kein Nebenbei duldet, über sich selbst gespannt, weil die Kraft noch gezügelt und geübt werden muß. So ist sein Bild „Wiltfeber über

dem Tal“ fern vom Illustrativen und doch verwandt mit der Stimmung des Buches. Es kommt nicht auf den Pinselstrich an, sondern auf das Ahnungsvolle dieser Landschaft, auf das jugendlich Unbegreifene, das die schwingende und gehaltene Weite mehr fühlt als erkennt. Diese Schwingung ist Bild geworden, so aus einem Eigenen gestaltet, daß das Befangene den Ausdruck einer jugendlichen Welt erfüllt. Es ist die gleiche Welt, die in der Landschaftsbildung des Dichters den Worten Bezeichnung und Kraft gibt. Das Gesammelte solcher Bilder löst sich jedoch bald zur freien Niederschrift, die sich großzügig und sicher ausgibt, wie Burtes Sprache der späteren Werke.

Im Bild und in der Dichtung sucht Burte das Gleiche: die Landschaft und den Menschen. Die Gestaltung ist der Natur abgerungen, auf die Kraft dieses Ringens gründet sich das Unmittelbare der Darstellung. Und diese Darstellung ist eine Bemühung um die Natur, um ihren unendlichen Reichtum, um ihre Echtheit, die Burte nicht zu feigern, zu stilisieren trachtet. So wie sie ist, soll die Landschaft aus dem Bilde sehen, dann ist sie geholt und empfangen. Es gelingt, daß das Deutsche in diesen Landschaften deutlich wird, ein Schimmer jener deutschen Romantik, die hinter der treuen Schilderung Unendlichkeit offen konnte. Burte vermeidet das Liebliche, das ihm fremd ist. Wenn er einen Steinbruch malt, so sucht er nicht ein Idyll, sondern große, naturhaft geschichtete Formen, er liebt die Farben des Steines, auf dem die Sonne in allen Tönen spielt. Oder es ist ein Blick über den See mit fernen Ufern, die sich ins Land verlieren; es ist die schwere und gedrängte Luft, die vor Sturm und Gewitter von den Höhen ins Tal dringt und auf den Farben lastet; es ist der Fluß und die Wiese, der Berg und der Wald, der Baum und der Fels.

Mit breiten Strichen sind die Bilder festgehalten, als seien sie unmittelbar aus dem Eindruck gewonnen. Doch dieser Eindruck ist nur Anlaß, aus sich selbst eine Naturstimmung zu entwickeln, die sich über das Bild breitet, eigentümlich gehalten und ernst. So sind auch die Farben schwer, ohne dumpf zu sein, bestimmt, ohne zu leuchten. Es entsteht die Wirkung, daß dem Betrachter die Land-



Markgräflerin

Gemälde 1925

hinter der Stimmung steht eine kraftvolle menschliche Haltung, die sich intensiv und selbstverständlich mitteilt. Der volkshafte Unterton klingt deshalb in seiner Malerei nicht als „Heimatkunst“, als künstliches Gebilde, sondern als Heimat. Aus solcher Beziehung, welche die Landschaft nicht als Motiv, sondern als Gehalt empfängt, als Prägnanz, von der man selber geprägt wurde, entsteht das Verbundene und Ursprüngliche, das Hermann Burtes Dichtungen und Bilder erfüllt.

Sinn kommt ein heftiges Temperament, das zum Dramatischen drängt und rasche Verwirklichung sucht. Wenn das Metall flüssig ist, muß der Guß erfolgen, denn die geistige Formung ist vor ihrer Darstellung fertig. Ueberständiges und Beschaulich-Erbäuliches liegen solchem Temperament nicht, ebenso wenig nachträgliches Auszifferieren, das die große Form meistens schwächt und der Gefahr des Kunstgewerblichen leicht unterliegt. Größe der Anschauung äußert sich unmittelbar und verwirrt sich wie in einem Zug. Ist allzuviel Nacharbeit nötig, so bedeutet das, daß ein Fehler im Material zu vermeiden und ein neuer Guß am Plage ist. Burtes Bilder sind in der Regel erste Niederschrift vor der Natur, seine Bildnisse entstehen in wenigen Sitzungen, in einem Zugriff. Er ergreift das Charakteristische des Menschen, aber er sieht es wie in der Landschaft in den Bindungen an die Bodenständigkeit des Wesens. Auch hier bricht etwas Deutsches durch, ein Mut, die Form um der geistigen Tat willen zu erfassen, die geistige Tat nicht als Raufsch, Vision oder Ekstase, sondern als offene, sichere Arbeit. In dieser ungekünstelten Geradheit liegt das Echte seiner Kunst zutage. Wie es gemeint ist, sagte der ungekürzte Wiltfeber-Burte als junger Mensch selbst, als er vor schönen, alten, schmiedeeisernen Friedhofskreuzen von einer Betrachtung getroffen wird, die sein eigenes Wesen berührt:

„Der Mann, welcher auch machte, war zuerst kein Schüler, sondern ein Lehrling; er lernte nicht zeichnen, sondern schmieden; er machte es nicht von vornherein anders und gegenteils wie sein Meister, sondern gerade so wie dieser; und weil er das Handwerk kannte, wie er atmete, schlief, aß und trank, ohne Mühe und schwächende Ueberlegung, so kam die Kunst zu ihm und sah ihm auf dem ledernen Schurz in seinem Schloß; er konnte, was er wollte, und konnte, was sie wollte: ihr Ruß weckte seine schlummernde Seele, und sein Werk wurde ihm zur Lust, und seine Gebilde wurden ihm lieb und waren ein Stück seiner selbst: und so geschah es, daß es Kunstwerke wurden und blieben, Meisterstücke sind, wertvoll und preiswürdig, wie Gedichte, Bilder und Tonstücke.“



Wiltfeber über dem Tal

Gemälde 1910



Im Läublinshof

Gemälde

KLEINE

Faschingstragödie

Von Carl Lamm

Sie hatten sich in der Sommerfrische kennen gelernt, und er hatte ihr seine heiße ewige Liebe geschworen.

„Wenn ich ein Dichter wäre, könnte ich Ihnen sagen, was Sie mir bedeuten und wie unvergleichlich schön Sie sind...“

„Sie irren sich; Sie lieben nur meine Schönheit, nicht mich.“

„Ach liebe Ihre Seele, die sich in Ihrem Gesicht offenbart!“

„Mein lieber Freund, ich bin nicht mehr so jung wie Sie glauben, sonst würden Ihre Worte mein Herz ergreifen.“

„Da“, sagte er, „und dies wird sich nicht ändern.“

„Wollen mal sehen“, rief sie ihm zu, während sich der Zug in Bewegung setzte.

„So sandte Georg viele Briefe an sie, in denen er seinen höchsten Wunsch, sie bald wieder zu sehen, wieder und wieder glühenden Ausdruck gab.“

„Ein Jahr dauert nicht lange — für den, der leicht vergißt, aber für einen Verliebten wird es zur Qual.“

„Maria Friederike blieb hart; ja, als das Jahr um war, küßte sie der Probezeit noch ein halbes Jahr hinzu.“

„In dieser Zeit kam sie auf den Gedanken, sich einen untrüglichen Beweis seiner Liebe zu verschaffen.“

„Sie beschloß, ihr Gesicht zu verändern, es häßlich zu machen und ihm dann zu zeigen.“

„Jeden Tag rieb sie ihr hellblondes Haar mit einem Saarl ein; davon wurde es täglich dunkler und dunkler.“

„Sie ließ sich eine Schminke aus Hautkrem und Asche, welche sie solange mischte, bis es eine graue Salbe gab.“

„Um ihr den fettigen Glanz zu nehmen, mit Puder darüber wuschte.“

„So bekam ihr Gesicht eine fahle Farbe und ein mattes Aussehen.“

„Mit dieser Mäste ging sie zu Bett, und am anderen Morgen hatte sie Mühe, die Salbe wieder aus den Poren herauszuwaschen.“

„Schließlich ließ sie das Haar, das sie bisher kurz geschitten getragen hatte, nachwachsen.“

„Um es später zu einem kleinen Knoten binden zu können.“

„Außerdem ließ sie sich — nach und nach, damit es ihren Bekannten nicht so auffallen sollte — die Wimpern ausreißern.“

„Dazu studierte sie täglich einen kuppeligen Ausdruck ein mit eingezogenen oder trotzig aufgeworfenen Lippen.“

„In dieser Zeit teilte sie ihrem Freund Georg mit, daß sie erkrankt sei.“

„Daraufhin schickte er ihr Blumen und kleine Geschenke.“

„Ich habe mich in diesen paar Wochen sehr verändert, bin ganz häßlich geworden.“

„Seine schönen Tages hielt Maria Friederike Generalprobe, indem sie in ihrer Mäste und einem alten Hüßchen durch die Hauptstraße ihrer Stadt bummelte.“

„Und siehe, die vielen guten Bekannten, an denen sie vorüberging, erkannten sie nicht.“

„So hatte die Zeit des Faschings heran.“

„Sie schrieb ihrem Freund, daß sie bald kommen würde, ihn zu besuchen.“

„Aufgefordert, sich alle größeren Tageszeiten seiner Heimatstadt, um sich über die kommenden Veranstaltungen auf dem laufenden zu halten.“

„Er schrieb ihr einen jubelnden Brief zurück.“

„Aber Maria Friederike hatte sich schon so sehr in ihre Idee verknüpft, daß sie darüber lächelte, als sie ihn las.“

„Acht Tage vor dem vereinbarten Zusammentreffen reiste sie in seine Stadt.“

„Durch ein Telefongespräch, bei dem sie sich als Unbekannte ausgab, verabredeten sie miteinander, sich auf einem großen Ball zu treffen.“

„Maria Friederike täpste über ihr ohnehin unkenntlich gemachtes Gesicht eine Papiermaske, wie man sie in jedem Papeterladen kaufen kann.“

„Niemand tanzte mit ihr.“

„Wie ein Mauerblümchen stand sie abseits dem großen Kreis der Tanzenden.“

„Als Georg einmal an ihr vorüberging, und sie ihn am Nerkel zupfte, ihn auffordernd: „Komm, kleiner, laß uns tanzen!“, entgegnete er unwirlich:“

„Stiegen die Völker nur in großen Schlachten und Kriegen übereinander?“

„oder friedlicher im Kulturwettbewerb der Künstler, Wissenschaftler, Menschheitswohlthäter und in sportlichen Kämpfen?“

„Nein! Manchmal auch, indem der einzelne eines Volkes dem einzelnen oder wenigen aus einer anderen Nation, gleichviel ob auf erstem oder hieherem Gebiet, ein Beispiel gibt.“

„Weshalb jeder Deutsche, wenn er im Auslande oder in Gesellschaft von Ausländern ist, daran denken sollte, in seinem Tun und Reden doppelt acht auf sich zu haben; denn, mit Worten aus anderen Ländern zusammen, da ist er Deutschland und wird von denen auch so angesehen und beurteilt.“

„Ein junger Mann aus dem Markgräflerlande, dem südwestlichen ganz alemannischen Gau Badens und zugleich Bodens bestem Rebgarten, wollte sich mit einer jungen Schweizerin aus dem Waadlände verloben.“

„Und wenn vielleicht auch der Neuenburger und der Walliser Wein von den Schweizern noch höher eingeschätzt werden — gut sind die Waadländer Weine auch, und die sie bauen, sind jedenfalls dieser und anderer Sorten leidlich.“

„Lassen sich von ihnen nicht leicht umwerben und pochen stolz darauf, einen Trunk vertragen zu können; es soll ihnen niemand etwas von dem Genossen anmerken.“

„Ihren Stammländern nach pasten also der junge Markgräfler und die Waadländerin zueinander, ob sie sich nun kennengelernt hatten, als der Student ein wunderschönes Sommersemester lang in Lausanne nicht allzuviel Vorlesungen hörte, oder als die junge Dame in einem freiburger Pensionat Deutsch, Kochen und Klavierspiel lernen sollte.“

„Denn französisch konnte sie ja von Hause aus — und beim Spazierengehen werden die Augen statt auf die kunstgeschichtlichen Sehenswürdigkeiten auf einen led grünen frischen Studenten gerichtet.“

„Die beiderseitigen Eltern setzten den Absichten der jungen Leute keinen ernstlichen Widerstand entgegen.“

„Wenn auch die welschschweizerische Familie wahrscheinlich einen Genfer Advokaten oder einen Bernischen Beamten lieber zum Schwiegersohn gehabt hätte, als einen „haibe Ditsche“.“

„Aber den Badener ihre Ueberlegenheit fähig lassen und ihm mit ihrer uralten republikanischen Selbstgerechtigkeit imponieren, daß er demütig und klein würde, das waren sie sich als Eidgenossen schuldig waren.“

„Als der künftige Schwiegersohn und Schwager zu Besuch eingetroffen war und die Verlobung am nächsten Tage bekanntgegeben werden sollte, da saßen Vater und Bruder der Braut ihr Vorhaben, den ditschen Gast recht zu duden und vor ihnen ehrfürchtig zu machen, ins Werk, indem sie des Abends mit ihm ausgingen — nicht nur in eine Weinstube, und mit ihm tranken — nicht nur Waadländer Weine, sondern auch Neuenburger Feindant, Sternwein und Walliser Côte du Vallee; dann, was sonst noch von den Namen auf den Weinfarten ihren Zungen mit besonderem Preis und Wohlgeschmack wieder einfliel.“

„Bei jedem neuen Glase freuten sie sich mehr auf den Augenblick, wo der junge Reichsbediente zwischen ihnen niederknien und vor Ausstrinken des letzten Schlucks von ihren kräftigen Armen nach Hause gebracht werden würde, als Besieger und Besiegener, der einem rechten Weinlande und einem mannhaften Rebbaufwohle eben doch nicht gewachsen ist und ihnen gegenüber ein Schwächling!“

„Aber es dauerte lange, und er schien ihnen eher zu schwanken, weil sie selbst vorstellten, als daß sein über die nächtlichen Gassen zur nächsten Buchhandlung noch gerade hinschreitendes nochbewahrtes Gleichgewicht verloren gegangen wäre — wie es dem einen der wertvollen Zigarrentascher, die war in einem romantischen Erker voller dicker Rauchluft einfach auf einem weichen Polstisch liegen geblieben.“

„Der Badener hätte noch auf einem Strich zwischen den Plattersteinen so gerade gehen können wie ein Bleistift, der am Lineal entlangläuft!“

„Weil sie das gewiß nicht mehr konnten, glaubten die anderen aber, daß sie nun bald am Ziele sein würden mit ihrem heimtückischen Anschlag.“

„So ging es weiter zum nächsten rauchigen und lausigen Weinstubenerker.“

„Wein, nein! Es war kein bewährter Nationalstolz des Markgräflers, daß er sich zusammenschloß — aber doch spielte der Gedanke mit, daß sein künftiger Schwiegersohn ihn nicht sollte als Schwächling verpöhlen dürfen und als Markgräfler, der seinen „Hügelheimer“ und seinen „Müllheimer Regenbogen“ zu Paten hat, erst recht nicht!“

„Und das war die Heimkehr, über die die Kinder und Entel des damals verlobten Paares heute noch im badi-schen Land lachen und sich freuen.“

„Eine Stunde nach Mitternacht klingelte es an der Tür der Frau Schwiegermutter, der junge Freiburger Rand verlegen und beschämt davor, entschuldigte sich der aus dem Schlaf aufgeschreckten Dame im Morgenrock gegenüber immer von neuem, daß er auf ihren Mann und ihren Sohn nicht besser aufgepaßt und sie nicht vor dem Zuieltrinken gewarnt habe; er hätte ja nicht wissen können, daß sie es nicht vertragen, und er bringe sie hier beide leider in einem sehr bemitleidenswerten Zustande.“

„Der eine hing ihm dabei über den rechten, der andere über den linken Arm.“

„Die Frau Schwiegermutter, die um den teufelischen Plan der Männer gewußt haben mochte und außer der Braut von der ganzen Familie das freundlichste Wohlwollen für den Herrn Liebsten ihrer Tochter hatte, schmunzelte vergnüglich, als ob sie diese Heimkehr gar nicht ungern läße.“

„Es war und blieb ein Sieg, den da einer gegen seine ansahen, ein Sieg, wert, lange im Feldentliebe weiter-zuleben.“

„Der junge Markgräfler war sich keines erringenen Ruhms freilich nicht bewußt.“

„Mit einem ein wenig brummenden und schmerzenden Kopf und einem um so froh-lischer pochenden Herzen hat er am nächsten Tag seine Braut in die Arme geschlossen und sich immer nur geschämt, daß er „nicht besser auf Schwiegersvater und Schwager aufgepaßt.“

„So sind die Markgräfler!“

„Laß mich — hab' was Besseres vor!“

„Und sie sah zu, wie er einem jungen Mädchen nachging und es zum Tanz holte.“

„Hoffentlich bereut er nicht!“ rief sie ihm nach. Dann wanderte sie durch den großen Saal. Dabei entdeckte sie ein weinendes Mädchen, das allein an einem Tisch saß. Maria Friederike nahm die Maske vom Gesicht und setzte sich zu ihr, es zu trösten.

„Das junge Ding schüttelte ihr das Herz aus; Sie hatte zusehen müssen, wie ihr Verlobter fremde Mädchen umarmt und geküßt hatte.“

„Machen Sie es doch ebenso“, sprach Maria Friederike zu ihr und zog sie mit sich fort. „kommen Sie! Sie müssen sich zeigen — Sie sind doch jung und so hübsch, die Männer werden sich um sie reißen!“

„In diesem Augenblick trat Georg auf die beiden zu. Er war der Verlobte des Mädchens. Er erkannte Maria Friederike nicht. Als er merkte, daß seine Verlobte trugte, suchte er sie mit Schmeicheleien heiter zu stimmen. Aber Wilma, so hieß das Mädchen, wehrte sich dagegen, indem sie sich hinter Maria Friederike stellte und sagte: „Tanz bitte mit dieser Dame, sie hat sich mehr um mich gekümmert, als du!“

„Nach diesen Worten rannte Wilma davon. So tanzte er mit Maria Friederike. „Was machen Sie Ihrer Braut fürummer, Herr Sander“, sagte sie, ihn fest anblickend. Aber ihr Herz schlug zum Zerplatzen.“

„Sie kennen mich?“ fragte er verwundert. „Bereits seit einhalb Jahren!“ antwortete sie (und fragte sich selbst gleichzeitig: „Wann bleibe ich noch hier?“)

„Ich habe Sie noch nie gesehen!“ entgegnete er. „Bestimmen Sie sich nur... es gibt da einen kleinen Kurort im Schwarzwald... Griesbach heißt er...“

„Da war ich allerdings...“

„Na und? ... Wem haben Sie dort ewige Liebe geschworen?“

„Briele geschrieben? Und wo n haben Sie auf morgen er-zählt sie sich selbst?“

„Er antwortete nicht, sah sie nur immerfort an. „Wissen Sie immer noch nicht, wer ich bin?“ fragte Maria Friederike weiter.

„Ach, beginne, es zu sagen...“

„Nun, dann „ahnen“ Sie noch eine Weile!“ rief Maria Friederike aus und ließ ihn mitten im Tanz stehen. Draußen wusch sie sich die Schminke vom Gesicht und ließ sich von dem anwesenden Saarfürstler das Haar wieder schneiden und bleich malchen, so daß es wieder die frühere Form und Farbe bekam.

„Eine Stunde später, als ihr Haar getrocknet war, kehrte sie in ihrer urbräunlichen herrlichen Schönheit in den Saal zurück. Es dauerte nicht lange, bis sie Georg wieder-sah. Voller reumütiger Worte, voller Entschlossenheit



Scherenschnitt eines 18-jährigen Artur Hummel, Karlsruhe.

er ihr die Hände küßte. Sie zog sie fort. Aber sie lachte, war heiter. Hier war kein Verzicht nötig. Seine lebenden Worte um ein einziges letztes Stellbleiben berührten sie nicht. Er rang die Hände.

„Sie würden verziehen, wenn...“

„Ich verzeihe, wenn, mein Vierter und „hätte!“ Wenn Sie nicht hätten und wenn Sie „würden“ — wäre ich vielleicht heute abend Ihre Braut!“

„Es war ein giftiger Pfeil, aber es tat ihr wohl, ihn abzuschicken. Sie ging an ihm vorbei. Sie hatte den Sieg. Und sie wäre glücklich darüber gewesen, nicht im Ende doch noch einem Vleider verfallen zu sein — hätte sie nicht um ein armes herrenloses Mädchenherz gewußt, das ihr mehr leid tat, als sie sich selbst. Doch die Sünde, das Abenteuer, auf das sie sich eingelassen hatte, um einen Liebesbeweis zu erhalten, verzicht sie Maria Friederike nie im Leben.“

Heitere Heimkehr

Von Wilhelm von Scholz

Wie Hans Thoma zu einem teureren Pelz kam

Von Professor Ed. Leonhardt

In den Jahren 1870 bis 1873 lebte Hans Thoma in München. Es ging ihm nicht gut, er litt große Not. Als er seine Bilder ausstellte, wurde zwar sein Name bekannt, aber es fanden sich keine Käufer für seine Bilder. Er wohnte in einer ärmlichen Dachstube.

Eines Tages kam der Oberaufseher der Ausstellung atemlos in seine Wohnung und sagte: „Kommen Sie sofort, der russische Fürst will Sie sehen, er hat schon zweimal nach Ihnen gefragt.“

Diefer russische Fürst war damals in ganz München bekannt. Er war sehr reich, aber man wußte auch, daß er sehr schrullig war: er erlaubte sich gerne Späße mit anderen.

Thoma nahm rasch Mantel und Hut und rannte in die Ausstellung. Der Fürst stand vor dem Bilde Thomas „Die Dame in Rot“. Er war in einem prachtvollen, kostbaren Pelz gekleidet. Thoma küßte seinen Schlapput und sagte: „Ach heile Thoma, Durchlaucht, ich bin der Schöpfer dieses Bildes.“ „Es ist gut, daß Sie gekommen sind“, sagte der Fürst. Thoma vernichtete sich untertänigst: „Wollen Durchlaucht über mich verfügen.“

Der Fürst betrachtete das Bild lange, dann sagte er: „Es ist wunderbar, ganz wunderbar. Diese Farben-pracht! Sagen Sie, können Sie mir auch so ein Bild ma-len, mit denselben Farben?“ „Aber sehr gerne, wenn Durchlaucht es wünschen“, erwiderte Thoma. Der Fürst trug am Zeigefinger der linken Hand einen Siegelring mit einem schwarzen Rubinsteinein. „Malen Sie ein Porträt“, sagte er, „ich wünsche aber den Stein blutrot, wie die Farbe der „Dame in Rot“. Als Honorar erhal-ten Sie diesen Siegelring.“ Das war ein fürstliches Honorar.

Thoma ging mit großem Eifer an die Arbeit, mit be-sonderer Sorgfalt malte er den prachtvollen Pelzmantel, den Rubin malte er so groß wie ein Taubenei. Als das Bild fertig war, schickte er es in die Wohnung des Für-sten und wartete auf den Lohn. Am anderen Tage brachte ein Diener ein kleines Paket ins Atelier. Thoma war der Meinung, das Paket enthalte den wertvollen Ring. Wie er erkannt war er aber, als er in dem Paket eine Hahnenfelle fand und einen Brief, in dem ihm der Fürst mitteilte, das Porträt habe leider seinen Erwartungen nicht entsprochen; der Rubin gleiche auf dem Bilde eher einer Hahnenfelle. Darum schickte er ihm hier eine Hahnen-felle.

Thoma war wütend. Aber zum Glück lag noch der kostbare Pelz in seinem Atelier, der noch mehr wert war, als der Ring mit dem Rubin.

Nach einigen Tagen schrieb ihm der Fürst, er solle ihm seinen Pelz ausfolgen. Thoma antwortete nicht. Da kam der Fürst selbst, um den Pelz abzuholen. Thoma hatte gesehen, wie der Fürst vorkam. Er schlüpfte schnell in den Pelz und setzte sich in einen großen Lehnstuhl.

Der Fürst trat ein, ging an den Tisch und zählte meh-rere Goldstücke auf. Thoma traute seinen Augen kaum. „Das hier für Ihr wunderbares Porträt“, sagte der Fürst lächelnd, „das mit der Hahnenfelle war nur ein Scherz.“

Da begann Thoma zu lächeln. „Was haben Sie denn?“ fragte der Fürst. „Mir ist so schlecht, ich bin so elend und friere.“ Vor zwei Tagen hat mich ein Freund besucht, der bald darauf an den Blattern starb. Ich fürchte, daß ich angesteckt bin. Aber Durchlaucht wollen gewiß Ihren Pelz haben. Verzeihen Sie, ich fürz so sehr, da habe ich ihn angezogen.“

Der Fürst erschraf: „Waaas, Blattern? Behalten Sie den Pelz. Adieu.“ Er verließ eiligst das Atelier.

Der Sommer kam. Da schrieb Thoma an den Fürsten einen Brief, er könne seinen Pelz wieder haben, er habe ihm während des Winters gute Dienste getan. Das mit den Blattern sei nur ein Späß gewesen.

Die Sache befriedigte den Fürsten. Er ließ dem Maler sagen, er könne den Pelz zum Andenken behalten, und er schickte ihm hier auch den Ring, den er ihm versprochen habe.

Wer lacht da mit?

„Meine Frau kann stundenlang, ohne aufzuhören, über irgendein Thema reden.“

„Meine Frau hat dazu nicht einmal ein Thema nötig.“

„Und wieviel waren die Zurechnen wert, die Ihnen ge-föhlen worden sind, gnädige Frau?“ fragte der Reporter die Filmdiva.

„Oh — mindestens anderthalb bis zwei Zeitungspal-ten!“ erwiderte sie liebenswürdig.

„Warum heiratet eigentlich Mabel nicht?“

„Sie wartet auf ihr Ideal.“

„Und wer ist ihr Ideal?“

„Der erte, der ihr einen Antrag macht!“

„Besor wir verlobt sind, Edward, lasse ich mich nicht von dir küssen!“

„Aber Mia, sei doch nicht so hart!“

„Doch, das ist immer mein Grundtat gewesen.“



Glück muß der Mensch haben!

Zeichnung von H. Zahn

Fasnacht so... und so

Eine kleine Betrachtung in zwei Briefen

Mein liebes Annemariele;

nun sei schon wieder auf! Ich weiß ja, daß ich Dich ein bißel vernachlässigt habe. Aber nur bißlich! Das darfst Du mir garben. Gedacht habe ich viel an Dich, und wenn all meine Gedanken Wirklichkeit annehmen könnten, bräuchtest Du auch heute nicht zu schreiben, denn dann wäre mein kleines bei ihrem braven Franzl, oder er bei ihr! (Du, laß nicht, ich bin wirklich brav.) Und dann bräuchtest Du besagter brave Franzl auch nicht so ganz allein in das Faschnachtstreben zu schicken? Jetzt lächelt Du schon wieder! Der Franzl und allein!!!????

... Nowohl, meine verehrte Frau Gemahlin, allein, ganz allein. Das heißt, was ich so allein meine: ohne feistliche innere Anteilnahme, meine ich. „Gott sei Dank, das hätte mir gerade noch gefehlt“, höre ich dich sagen. Ich will mich ja nun wirklich nicht besser machen, als ich bin, aber du wirst mich schon aus eigener Erfahrung verstehen, wenn ich dir sage, daß ich bis heute trotz heftigstem Bemühen auch dieses Jahr hier wieder so gar nichts von einem überausmündigen Faschnachtstreben gemerkt habe. Wo halt der Sinn für wirklichen Humor fehlt, da ist es schwer, ihn selbst mit den verlockendsten Mitteln wecken zu wollen. Da müßten die feinsten Kostüme (und wie feinst sind die dieses Jahres!) nichts, wenn kein wirkliche Laune, kein Temperament drin steckt. Was kommt dann schon dabei heraus! Entweder ist die Gesichtsmaske zu langweilig, oder sie schlägt in ein nicht immer sehr geschmackvolles Gegenteil um. Es fehlt halt an der Bodenständigkeit. Man braucht ja gar nicht weit zu gehen, da hat man sie schon. Erinnerst du dich, mit welcher innerer Anteilnahme wir letztes Jahr die „Billinger Fasnet“ erlebten, wie wir noch wochenlang vom „Janjele“ und vom „Narro“ und vom „Mädgerl“ sprachen? Ich glaube kaum, daß meine bisherigen Faschnachtserlebnisse, auch nur Gesprächsstoff für einen Tag liefern könnten. Also du siehst, dein Franzl ist wirklich brav, swangslässig brav! Und er hat viel Schmach! nach seiner kleinen Annemariele...

Mein liebes Franzle;

ich bin ja gar nicht böse, und ich glaub Dir auch das Brauen. Armes Franzle, da müßte ich fast ein schlechtes Gewissen haben. Erst die schönen Tage in München, und jetzt an Rhein! Da liegt ja das „narrisch sein“ in der Luft! Kaum ist Drei-König vorbei, da werden die ernstesten Männer zu richtigen Narren, und die ältesten Frauen innerlich wieder ganz jung! Und erst die Jugend! Oh, überausmündige Lebensfreude regiert Stunde, Tag und Nacht. Du kennst ja den rheinischen Karneval, kennst die Stimmung, die einen von einem tollen Wirbel in den anderen treibt. Uralte Tradition, und doch immer wieder neu erlebt! Dieses Jahr wird in der Kostümenfrage der Phantasie keine Grenze auferlegt. Erfindungslust, was man da alles zu sehen bekommt, erstaunlicher aber noch, wie in jedem Kostüm nun auch wirklich der dazu gehörende Charakter steckt. Freilich, hier müßt auch wohl jedes Mädel nur das Kostüm, das ihrem Temperament entspricht. Das ist nicht überall so, und das beeinträchtigt dann natürlich die beabsichtigte Wirkung. Wenn wir gehen abends plötzlich ein „Schiffchen“ mit einer festen „Bingierin“ in den Saal tollt, dann glaubt man beiden das Kostüm, genau so wie der hübschen temperamentvollen Blondine das fast allzu durchsichtige, duftige „Etnas“. Mehr originell als wichtig war übrigens eine Maske, die sich „Mauritium“ nannte. Ein mit Fingern überzierter Füllhut ohne allzuviel sonstige Zutaten. Nichts und Karneval! Ein etwas groteske Zusammenstellung. Reich ist dieses Jahr auch die Auswahl an Phantasiekostümen mit ethnologischem Einschlag. Über unendlich bleiben Pierrot und Pierrette, Harlekin und Colombine! Du hast ja so recht, Franzl. Das phantastische Kostüm bringt noch lange nicht die Stimmung. Wenn die richtige Einstellung dazu fehlt, nützen auch die gewagtesten Durchsichtigkeiten oder die äußerste Stoffknappheit und die vollendetsten Weine nichts!

Und jetzt mache ich Dir einen Vorschlag. Sei einmal ein ganz kleines bißel leichtsinnig, und gib Dir selber Urlaub. Komme aus dem rauchelosen Weg zu Deiner Annemariele. Wie schnell wird da Deine, wie ich schreie, fast „verknüppelte“ Stimmung wieder aufgehoben sein. Du kommst gerade noch recht zum Freizeiten. Und den Bühnenball machst mir auch noch mit. Und wenn wir dann in den paar Tagen an Rhein in die richtige Stimmung gekommen sind, fahren wir heim. Wir müßten ja von seiner Tollheit und seinen jämmerlichen Nachsetzern verlassen sein, wenn es uns und nicht gelänge, auch unserer heimischen Faschnacht die allerhöchste und vergnügteste Seite abzugewinnen.

Allo komme. Telegramm genügt!

Immer Deine Annemariele. A. M.

Winke für die Hausfrau

Messing zu putzen. Am allerbesten zur Reinigung ist ein Breien mit Essigessenz und Soda. Zum Reinigen nimmt man alsdann Messingpapier, welchem man vorher in Weinacetat taucht. Man wird sich über die hohe Brillanz dieses Metalls wundern.

Gebrauchte Scheren und andere Werkzeuge bekommen wieder einen schönen Glanz, wenn man eine Wafle aus einer heißen Zasse Mehl und heißem Wasser bereitet und sie damit unter Zuhilfenahme eines feinen Siebes und zwei Minuten lang ordentlich einreibt. Man spült nach dem Reinigen gut mit Wasser nach.

Better hoch und ordentlich, wenn es mit einer Lösung von Essigsäure Soda getränkt wird.

Gräser lassen sich leicht lufttrocknen. Man schneidet den Resten hart am Blattstiel ab, taucht diesen dann in eine Lösung von Glycerin in Essigsäure, worauf sich eine dicke, rasch erstarrende und schützende Wafle bildet.

Junges Gemüse am Wegrand und auf Wiesen

II. Folge

Der Huplattich zeigt schon im März mit seinen gelben Blüten, die an jene des Löwenohrs erinnern, die Wiesen, Weg- und Grabenränder. Die Blüten, etwas kleiner als Löwenohrsblüten, erscheinen zunächst allein, ferner darauf stellt sich auch der Schmund der Blätter ein.

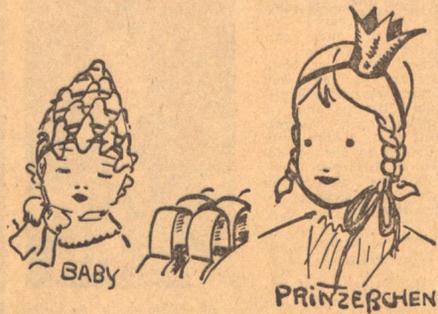


Die Blätter sind herz-förmig und an der Unterseite weißlich. Bekannt ist der aus den getrockneten Blättern bereitete Tee bei Erkrankungen der Atmungswege. Die frischen jungen Blätter geben einen feinen Salat und können auch wie Spinat gedünstet werden. Der Sauerkraut kommt auf feuchten Wiesen und in Wäldern vor. Wir begegnen ihm meist schon im März —

Luftige Faschnachtshüte aus Papier

Text und Zeichnungen von Luise Heinemann

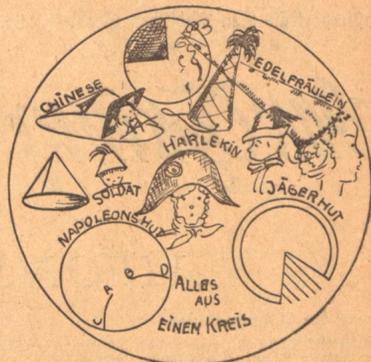
Größt zu sein bedarf es wenig, und wer froh ist, ist ein König! So hat zur Faschnacht die Mutter mit ihrer fröhlichen Kinderherde. Ein lustiger Bul, ein hübscher hunderter Bauer, das ist alles, was uns Kinder in diesen Tagen brauchen. Am besten nehmen wir hartes Papier



oder dünne, biegsame Pappe. Schneiden, Biegen, Kniden, kleben und heften, das ist die ganze Arbeit, die jeder Kinderherdler bereitet.

Das reizende Mädchen besteht aus 3 cm breiten, bunten Papierstreifen, die in gleichen Abständen auf ein altes Mähdchen genäht werden. Ein Glaschen oben an die Spitze genäht macht dem kleinen Mähdchen besonders Freude. Prinzchen trägt ein gar liebliches Kränzchen, das innen rot und außen gelbes leuchtet. Da es ein sehr winziges Kränzchen ist, wird es mit einem roten Bande unter dem Kinn festgebunden. Wenn die Mutter nun aber noch einen zierlichen Schleier unter das Kränzchen näht, dann sieht ihre kleine Tochter wie eine Märchenprinzessin aus — Ein farbiges Band, eine mit bunten Papierstreifen bedachte Spitze, dazu ein gewaltiger Federbusch und der Indischer Junge ist fertig. Das Federband ist aus Wellpappe. Die Federn lassen sich leicht und mühelos einstecken. — Die fleißige Biederermeisterin für Mutters Kette ist aus farbigen Karton (man schneidet nach dem angegebene Schnittmuster) den inneren Kreis von C ausgedehnt bis A und B ein. Die Linie zwischen A und B wird leicht geritzt und der innere Kreis bis D eingeknickt. Dann schiebt man die Ränder des inneren Kreises zu einem Zylinder zusammen und näht sie zusammen. Man kann auch Bestflammen nehmen. Die Spitzen des äußeren Kreises erhalten ein hübsches Seidenband, das unter dem Kinn zusammengebunden wird, während das fertige Mähdchen die Federn am Hinterkopf bedeckt.

Aus der Kreisform entsteht eine hübsche lustige Hüte für groß und klein. Bei den einfachen Formen schneidet man den Kreis bis zum Mittelpunkt ein und heftet die Schnittänder ineinander liegend zusammen. Beim Chinesen hui liegen die Ränder kaum übereinander.



Der Soldat trägt schon eine engere Tüte. Ein lustiger Federbusch aus Krepppapier vervollständigt seine kriegerische Kopfbedeckung. Harlekin und Biederermeisterin mühen entstehen aus einem viertel Kreis. Beim Harlekin-Gut können wir allerlei lustigen Schmuck verwenden, bunte Pompons, flatternde Papierbüchel, schön geschnittene Streifen und Sterne, auch können wir den Tütenrand einschneiden und die dadurch entstehenden Zaden nach außen zu einer Krempe verrollen. Die Haare des Gel-



fräulein wird mit einem bunten Schleierstoff überzogen, der von der hohen Tüten Spitze lustig herunterweht. Der Biederermeister verlangt besonders geschickte Hände. Die Linien der Zeichnung werden vom Kreisrand aus bis A und B eingeknickt, dann biegt man mit feinem Schwung das größere Stück des Kreises zur halben Höhe um und zieht dabei die Ecken C und D nach hinten unter das kleinere Stück, das nun zusammen mit den beiden Ecken C und D gleichfalls hochgehoben wird. Sehr dekorativ ist der Hut in zwei Farben. Eine blaue und eine rote Scheibe werden auf einandergelegt und zusammen verarbeitet. Ist die aufgeschlagene Seite blau, so wird sie mit einer roten Kordel geschmückt. Zum fröhlichen Schluß arbeiten wir ein Hägerhütchen aus grünem Karton. Wie angegeben, wird ringsum eine 3 cm hohe Futkrempe umgehoben und dann die Tüte zusammengeheftet, wobei die eingeknickten Streifen am Einschnitt (siehe Zeichnung) von der Hutspitze wie ein Federbusch herunterflattern.

Ebenbürtige Frauen

Von Nora Wiedemann

Es sind die Unverheirateten gemeint, die Ueberlebenden einer schweren Zeit und ihr Opfer.

Eine Berufstätigen kam zu ihrer Mutter nach Hause und fragte sie des abends vor dem Schlafengehen: „Mutter, was hältst du davon, wenn dein Bräutigam nicht aus dem Weltkrieg heimkehrte?“ „Wie soll ich das wissen, was? Vielleicht hätte ich doch geheiratet, vielleicht auch nicht. Die meisten meiner Freundinnen, die dieses Leid erfahren haben, kamen nicht mehr zur Ehe oder sehr spät.“ „War deine Schwester auch verlobt?“ „Nein. Aber sie hatte viele junge Freunde. Täglich bekam sie Feldpost. Dann fiel einer nach dem anderen und der einzige aus dem Kameradenkreise, der 1918 heimkehrte, erwies sich als Judenparteiangehöriger. Sie stürzte sich dann in den Beruf, lernte noch manchen wertvollen Menschen kennen, aber es war wohl schon zu spät und auch zu schwer für sie.“

Es ist oft erstaunlich, wieviel Wärme und Mütterlichkeit von 40-50jährigen unverheirateten Frauen ausgeht. Fast immer sind sie berufstätig. Dennoch pflegt man gerne mit ihnen über Ehe und Kinder, und sie sind nicht nur mit Worten, sondern mit ganzem Herzen, ja, mit Tat und Tat dabei. Kinder hängen an ihnen, Fremden sind sie halt und oft Lebensinhalt. Was mögen diese Menschen erlebt haben? Was man in all den Jahren seit 1914 ihr Dasein erfüllt haben, daß sie so viel an achtern vermögen? Sicher nicht lauter Enttäuschung, bestimmt nicht lauter Verzweiflung. Dies zu glauben wäre törichter Irrtum. Jene, die darüber nicht hinauskommen, wurden bitter und einsam. Die anderen aber gingen mutige Wege, oft allein, öfter tief gebunden und gehalten. Sie bauten ihr eigenes, oft erstaunlich reiches Schicksal auf, von dem nur die allerärmsten wissen. Sie zeigen sich nicht stolz und anmaßend: Siehe ich habe dem Vaterland das Beste opfered, das ich konnte, mehr als ihr Jungen bis dahin gegeben habt. Sie sind demütigen Sinnes und lächeln vornehm, wenn die Jugend von ihrer Daseinsweise spricht. Sie sind zufrieden, als verheiratete Frauen oft ahnen. In ihrem Herzen aber sind sie stolz, denn sie verstehen die neue Zeit von Grund aus. Wer arbeitet Opfer dargereicht hat, bringt das kleinere Leid: Arbeit, Kraft, Geld, Zeit, Freude, Gesundheit.

Für die Frauen, die im Kriege jung waren und nicht den Weg in die Ehe fanden, hatte die Ehezeit ihre besonderen Vorzüge. Selbständige, unabhängige Frauen fanden doch im Kurs zwischen 1918 und 1933. Man konnte alles werden, alles erreichen. Bis zur parlamentarischen Würde konnte man aufrücken. Die darüber den Sinn ihres Daseins verstanden und aus keinem Genuß einseitig ihren Hellen boteten, wurden innerlich fast und litten Schiffbruch. Die meisten aber trugen schwer an der Not Deutschlands. Woher sollten sie sich einreden, da sie überall Trau und Trau bezeugeten? Woher waren sie nun auf der Welt? Da begannen sie für liebe Menschen zu sorgen, für das Lebensglück von Bruder oder Schwester. Und sie ließen oft das meiste, was sie verdienten an jedes Aufbaupferd, das in ihr Blickfeld trat. Aber lange schon alles umsonst zu sein. Manche wertvolle alleinstehende Frau ist damals verarmt. Die aber in Familie und Volk

so fest verankert waren, daß sie dem Gift der Vererbung widerstanden, fanden auch den Weg zum Nationalsozialismus.

Sie erwiesen sich würdig, das neue Deutschland gestalten zu helfen. Diese unverheirateten Frauen der Kriegsgeneration prägen heute mit den deutschen Müttern das Gesicht deutscher Frauentums. Sie sind ein besonderer Zug in diesem Gesicht, der nicht daraus weggedacht werden kann. Sie arbeiten überall begeistert mit. In der NS-Frauenfront und dem Deutschen Frauenwerk, in der NS-F., in der D.N., im Deutschen Roten Kreuz. Es ist ihnen unmöglich, abseits zu stehen, denn endlich erfüllt sich der Sinn ihres Opfers und nun können sie allen Reichtum ihres Lebens — Deutschland.

Wer kennt nicht solche Frauen? Es sind die Frauen der Männer, die vor der Ehe drücken ihr Grab fanden. Es sind Frauen, die darob nicht klein und armelig, sondern stark und reich wurden. Es sind die Mütter der Kinder, die in den traurigen Jahren des Viderananges nicht geboren wurden, es sind Frauen, die ihr mühterliches Wesen demnach entfalten durften, vielen kämpfenden Menschen zum Segen! Wer möchte ihnen nicht die Hand reichen und sagen: Ihr seid ganz unser!

Die ersten Frühjahrs-Modelle

Jetzt wird es Zeit, sich doch einmal nach den neuen Frühjahrsmodellen umzuschauen. Gerade auch auf der Straße gilt es, möglichst modern und flott zu wirken, und man wendet sich nun zunächst den Mänteln und Kostümen zu, deren Herstellung außerdem die längste Zeit in Anspruch nimmt, und betrachtet die hübschen und neuartigen Zusammenstellungen, die uns die Mode bietet. Da sind die losen, weitgeschlittenen Mäntel, die man zu Kleibern wie zu Rodenkleibern trägt, und die besonders vorzüglich aus dem modischen Karo- oder Streifenstoff herzustellen sind. Denn wo nur immer möglich, wird Karo oder Streifen angebracht, wobei vor allem zu beachten bleibt, daß gerade durch die gegenwärtige Verarbeitung das Muster des Gewebes hervorgehoben werden soll. Ganz nach Geschmack kann man dem Mantel einen Kragen oder auch einen glatten und ungarmentierten Ausschnitt geben. So einfach in der Form, liegt ihr besonderer Reiz in einem guten Schnitt und schönem Material.

Auch auf die kragenlosen Jacken, die wir schon aus dem Vorjahr kennen, treffen wir in diesem Jahr wieder, diesmal mit einem kurzen Ausschnitt, der einen höheren Verschluss bedingt. Somit weichen die Jacken aber nur wenig von den bewährten und bekannten Formen ab. Statt eines losen Mantels wird sich ein kurzes Cape als ausgezeichnete Ergänzung zu diesen schicken, kleinen Kostümen empfehlen. — Das doppelreihige Kostüm wird immer wieder Anlass finden. Das hier geeignete Rodenkleid mit neuartiger Zierfinafaltung, den großen aufgestellten Taschen und dem jugendlichen Rodenrod wird dafür sicher den Beweis erbringen. Das kurze, fast waagrecht gestellte Revers ist modetypisch. Und wer zu diesem schönen Modell eine der reizenden kleinen Blusen wählt, die sich in diesem Jahr bald mit Volants und Rüschen, bald mit Spitzen und Schleifen in großer Auswahl vorfinden, darf sich gepflegt und vornehm angezogen fühlen.



K 899. Kleid mit kariertem Stoff, Aermel und Rücken einfarbig, zum Mantel M 2813 passend. Großer Ultra-Schnitt I, Größe 17, II.

M 2813. Loser Mantel mit zurückgeknöpft. Revers, die mit kariertem Stoff, zum Kleid K 899 passend. Großer Ultra-Schnitt Gr. 17, I, II.

S 1742. Flottes Kostüm mit Cape, für die Reise geeignet. Die Jacke in modernem, kragenlosem Schnitt, der Rodenkleid Gr. Ultra-Schn. Gr. II, III, IV.

S 1745. Elegantes Kostüm mit Tresseneinfaltung. Anliegende, zweireihig schließ. Jacke, Rodenkleid mit vorderer Faltenpartie. Gr. Ultra-Schnitt Gr. I, II, III.



Zeichnung: Rother K-8269 M-2813

Schnittmuster sind zu erfragen: Schriftleitung „Der Führer“, Lammstraße 1b (Sekretariat).

Deutsches Frauenwerk — Wb. Volks-Hauswirtschaft.

Künstlerporträts vom Badischen Staatstheater

Das Opern- und Rampenlicht

Von Günther Röhrdanz

ALFONS KLOEBLE

Er war der Hauptmatador

Bei Alfons Kloeble begann das Theaterpielen schon, als er noch in Offenbach das Gymnasium besuchte. Hier hat er als Zwölfjähriger auf den Brettern gehandelt, die ihm später einmal die Welt bedeuten sollten. Da aber der talentierte Junge bei dem Direktor des Gymnasiums die nötige Anerkennung, ja sogar Unterstützung fand, läßt sich verstehen, daß Alfons Kloeble, der damals schon den Entschluß, Schauspieler zu werden, fakte, der Schule bald den Rücken zu kehren wünschte. Der Vater aber bestand auf weiteren Besuch der Schule bis zur Reifeprüfung und



Alfons Kloeble Aufn.: Privat.

Schauspieler, der eben seine Laufbahn beginnen wollte, nach einem kurzen Engagement in Danau in eine neue Schule, die ihn für das Feld vorbereitete. Alfons Kloeble wurde Fußballspieler. Während seiner Ausbildungszeit in Mainz wurde er hier und da zu einer Vorstellung beurlaubt, so daß er dem Theater nicht ganz lebemüde zu sagen brauchte. Dann aber kam auch für ihn der Tag, an dem er an die Westfront ins Feld kam, und an die Stelle der Welt des Scheins war eine harte Wirklichkeit getreten.

Bestimmung zum Theater

Es hatte aber den Anschein, als wollte sich das Theater seinen Mann so leicht nicht nehmen lassen. Benigstens rief es schon nach einigen Wochen Alfons Kloeble wieder. Auf Anforderung von Saladin Schmitt wurde er nach Prüfling abkommandiert, wo man damals sowohl die Oper wie auch ein kleineres Theater bespielte. Für die Deutschen wurde hier deutsches Theater gespielt. Alfons Kloeble konnte wieder Erfolge erringen. Als die Revolution kam, war auch diese Zeit zu Ende und wie die anderen kehrte er in die Heimat zurück. Er war noch jung, konnte noch etwas beginnen. Es schien fast, als sollte sich der Wunsch des Vaters doch noch erfüllen. Damals bekam der junge Schauspieler kein Engagement. Was sollte er tun? Es lag ihm nicht, untätig herumzusitzen. Der Vater, der keine Hoffnung nicht begraben hatte, der Junge würde noch etwas „Berenünftiges“ lernen, riet zum Studium. Und damals hat Alfons Kloeble auf diesen Rat hin Vorlesungen in Frankfurt belegt und sich mit philosophischen und philologischen Fragen beschäftigt. Daß er dies wirklich nur als eine vorübergehende Tätigkeit angesehen hatte, zeigte sich mit dem Augenblick, als er wieder ans Theater kommen konnte. Da lagte er nämlich der Unversität sofort Valedictur. Das war im Jahre 1919, als er die Möglichkeit hatte, nach Koblenz zu kommen. Das Theater hatte ihn wieder. Des Vaters letzte Hoffnungen waren geschwunden. Dem Sohn war das Theater nun einmal geschenkt. Mit Koblenz schloß er den ersten festen Vertrag für das Fach des Bouvivaants ab.

Die Anforderungen steigen

Durch die vielfältige Einsatzmöglichkeit, die das Fach des Bouvivaants mit sich bringt, hatte Alfons Kloeble überall, wo er hinfam, übergenug zu arbeiten. Schon frühzeitig hatte er außerdem am Frankfurter Konjerva-

torium eine musikalische Ausbildung bekommen, die seinen Einjah in Singspielen und Operetten möglich machte. Schon bei seinem ersten Engagement in Bins hatte er viel in der Operette gespielt. Das war auch an den anderen Bühnen so weitergegangen. Daß er natürlich wie jeder Anfänger ursprünglich jugendlicher Held oder Cha-

In W. Goetz „Ministerpräsident“ (nebenstehend)



Als Bolingbroke in Scribes „Glas Wasser“



Als Buckingham in „Richard III.“



Als Assessor Stroebel in Thomas „Moral“ (nebenstehend)

Der gefährdete Göttervater

In Koblenz traf Alfons Kloeble eines Tages der Ruf nach Karlsruhe. Man schrieb das Jahr 1923, als am biesigen Theater ein neuer Bouvivaant auf den Brettern stand und sich manchen Erfolge erzielte. Nun macht das Badische Staatstheater bekanntlich Abtischer ins badische Land. Es ist jetzt schon eine schöne Zeit her, da fuhr der Karlsruher Theaterwagen mit Alibiers „Amphitruon“ nach Forzheim. In Karlsruhe hatte die Aufführung einen netten Erfolg gehabt. Jetzt sollte sie in der Karlsruher Einrichtung in der Schmuckstadt gespielt werden. Alfons Kloeble spielte den Jupiter, der am Schluß als deus ex machina auf einem großen Adler auf die Bühne schwebt. Für diesen Auftritt hatte er in Karlsruhe eine Spezialmaschine bekommen, die an langen Drahtseilen aufgehängt auf Rollen lief und so über die Bühne gezogen werden konnte. Als nun der Abtischer nach Forzheim kam, war Alfons Kloeble etwas befragt um diesen Auftritt, von dem sehr viel abhing, da er am Schluß die große Rede des Jupiter brachte. Den Adler nahm man mit, die Drahtseile auch. Also konnte eigentlich nichts mehr passieren. In Forzheim stellte sich beim Aufbau aber heraus, daß die Einrichtung fehlte, die das Rollen des Adlers auf Rollen ermöglichte. Er mußte also wie eine Schaukel befestigt werden und dann hinter der Kulisse hervor auf die Bühne pendeln gelassen werden. Der Auftritt kam und Alfons Kloeble sah mit seinem Riefenbart als Zeichen seiner Würdevollheit hinausgeschauten sollte. Das Stichwort fiel. Der Adler schwebte von Bühnenarbeitern gelenkt hinaus. Doch schon stellte sich das erste Hindernis in Gestalt eines Buches ein. Der Vogel blieb mit einem Flügel hängen und Jupiter hina, hat sich auf seinem Adler keine Rede halten zu können, wie ein Häufchen Unglück sich frampj-

haft an den Seilen haltend, senkrecht über der Bühne. Daß es da trotz Donner und Blitz bald um die Würde des Göttervaters geschehen war, wird jeder verstehen, der noch hört, daß sich Bari, Peride ebenio verlobten, wie das Gleichgewicht ihrer Träger. Endlich brach durch die Kraftanstrengungen der Bühnenarbeiter überwunden der Zweig. Doch noch war nicht alles gewonnen, denn schließlich mußte Jupiter, wie er gekommen war, auch wieder verschwinden. Der Adler verlor nach dem letzten Wort seines Reiters sich zu entschweben. Da auf der anderen Seite der Bühne aber auch Kulissen standen, fand sich auch schnell eine, die dem Flügel des mächtigen Vogeliteres wieder zum Hindernis wurde. Fast flüchtigen Vogel und Reiter. Der Bari, der vorher nur noch mit Mühe zu retten gewesen war, ging verloren. Die Zuschauer brachen in schallendes Gelächter aus und konnten sich nicht mehr vor Vergnügen, als unter Blitz und Donner drei Bühnenarbeiter endlich auf die Bühne stürzten, um den bedrängten Vater der Götter zu retten. Es war ein Lachserfolg, wenn auch ein unvergesslicher. Den Alfons Kloeble an diesem Abend für sich buchen konnte. Außerdem aber hat Alfons Kloeble während seiner Bühnenlaufbahn manchen Erfolg gehabt, zu dem er selbst den besten Teil beigetragen hat.

Nächsten Sonntag lesen wir: LUISE OSSKE

setzte sich auch durch. Wenn er aber vielleicht im Stillen geküßt hätte, den Sohn dadurch von seinem ursprünglichen Plan abzubringen, so mußte er sich in dieser Annahme getäuscht sehen, denn auf dem Reifeexamen des Abiturienten stand zu lesen: „Er beabsichtigt den Schauspielerberuf zu ergreifen.“ Wenn Alfons Kloeble bei den gelegentlichen Schulfeiern der Hauptmatador gewesen war so betrieb er von Obersekunda ab die Ausbildung zum Schauspieler mit Methode, so daß er nach bestandenerm Abiturium gleich die Möglichkeit hatte, ein Engagement anzunehmen. Außerdem aber war ihm außer bei den Schulfeiern auch bei Vazarettbesuchen der Schule die Möglichkeit gegeben, seiner Neigung nachzugeben. Bei solchen Anlässen spielte die Theatergruppe, deren Leiter Alfons Kloeble war, einzelne Szenen aus größeren Werken, wie z. B. die Anstichszenen aus dem „Faust“ oder kleinere Werke, wie z. B. Lessings „Philotas“. Aber auch von Alfons Kloeble wurde manches Stück gespielt, denn er war nicht nur der Hauptdarsteller, sondern zeigte eine besondere Neigung und Freude am Theater durch Abfassung von Stücken. Ein Stück von dieser Begabung finden wir auch heute noch bei Alfons Kloeble, dessen Name schon des öfteren im Stuttgarter und Frankfurter Sender als der des Verfässers eines Hörspiels genannt worden ist.

Die Welt steht offen

Als er dann aber die Reifeprüfung mit Erfolg bestanden hatte, konnte Alfons Kloeble sich mit dem Bewußtsein, daß er in den beiden Primajahren im Schauspielunterricht am Stadt Konvatorium in Frankfurt a. M. gelernt hatte. Es wird nicht weiter verwundern, daß der so gut und mit Sachkenntnis vorbereitete Sprung ins Rampenlicht auch gelang. Das erste Sommerengagement im Jahr 1916 führte Alfons Kloeble gleich weit von seiner Heimat weg an das Theater des Badeortes Bins auf Rügen. Hier hat Alfons Kloeble seine Feuerprobe bestanden. Doch dauerte die ganze Herrlichkeit nicht lange, denn schließlich lobte damals der Weltkrieg. So kam der junge



Der Gymnast als Theodor Körner

Die erste Rolle als Tells Knabe



„Flämischer Hochzeitstanz“

selbst, daß er den Roman viel besser „Die Schwiegermutter“ genannt hätte. Aber auch mit dem lockenden Titel „Die Hochzeitsreise“ ging das Buch nicht, es blieb liegen, selbst als man noch ein Lebriges tat und ihm den Untertitel „Ein Buch von Krieg und Liebe“ gab. Eine weitere Absonderlichkeit der Dichtung ist die auf den ersten Blick hin reichlich fragwürdig erscheinende Einstellung des Verfassers zu der Hauptfigur seines Romans, der Witwe Rosale van Steelandt, eben jener Schwiegermutter. Obgleich es nirgendwo eine authentische Handhabe dafür gibt, daß De Coster persönliche Gründe hatte, diesen Frau von Frau und Mutter aus Rache vor der Welt anzuprangern, so kann man sich beim Lesen doch nie des Gefühls erwehren, daß dem auf irgendeine Weise doch so gewesen sein muß, denn so oft der Griffel des Dichters von der Zeichnung des holden Liebesidylls Paul und Marguerite fortwandert, um sich der bösen Alten zuzuwenden, glaubt man jedesmal, den Haß zittern zu spüren, der nun die Hand führt.

Etwaig Jahre nach seinem ziemlich unbeachtet gebliebenen Erscheinen hat es nun Karl Ritter, der Mann, der uns mit „Patrioten“, „Urlaub auf Ehrenwort“, „Pour le mérite“ bereits zu einer ganzen Reihe denkwürdiger Filmerebnisse verhalf, unternommen, De Costers Werk auf die Leinwand zu bringen. Wir haben ihn aufgesucht, draußen in Neubabelsberg, wo in der großen Halle die ständische Welt De Costers aufgebaut ist: hohe gotische

Häuserfronten, Grachten, Brücken, das Innere eines Stützhauses. Eine Frau im schwarzen Witwengewand jener Zeit steht in einem Kamin: Françoise Rosa y! Es wird leise im Melior, das unheimliche Spiel hebt an, der Kampf einer Mutter um ihr Kind. Und die Rosa y macht ihn verständlich, so protest ihr Tun und Handeln auch ergehen mag. Und plötzlich versteht man auch, warum Ritter für diese Rolle gerade die große einzigartige Menschenbildnerin Françoise Rosa y gewählt hat. Mit ihr konnte er das Experiment wagen, dem Publikum einen Menschen zu zeigen, der maßlos in seinem Haß und ebenso maßlos in seiner Liebe, die ihn zu eben jenem Haß treibt, sich zu beispiellosen Intrigen hinreißen läßt und doch nicht im letzten abhörend wirkt, obgleich diese hartzerzogene, verführerische Rosa y, wie sie De Coster gezeichnet hat, in der gesamten Weltliteratur nirgendwo ihresgleichen hat. Eine Stelle des Romans lautet: „Gut denn, komm nicht mehr“, sagte Rosale, die nicht mit Unrecht hinter diesem großen Zorne einen tückischen Versuch sah, sie mit dem Doktor zu versöhnen. „Komm nicht mehr, wenn du nicht willst“, sagte sie mit tiefem Abscheu; „ich kann ihn nicht riechen, ich vermüchte ihn, am liebsten sähe ich ihn tot und zerstückelt; und da du ihn mehr liebst als mich, so geh!“ Es geht in diesem Film aber nicht allein darum, die Dämonie dieser Facklieber einer Mutter darzustellen und menschlich noch irgendwie glaubhaft zu machen, De Coster hat in seinem Roman auch das ewige holde Lieb der Gattenliebe gemungen, und hier ist seine Sprache von einer so zarten Innigkeit, daß, will man den Schönheiten des Wertes auch nur einigermaßen gerecht werden, für die

Verkörperung dieses Liebespaars schon zwei Darsteller wie Mathias Wiemann und Angela Salloker gefunden werden mußten.

(Roman) Die ersten Tage des Mais beblühten die Wiesen. Paul und Marguerite machten ihre Hochzeitsreise nicht nach London oder Paris oder Wien, sondern sie verbergen sich auf dem Lande, in Uccle, in einem reizenden Nest. Es war ein schöner Mai, sonnenlau und strahlend. Sie fühlten sich von seinen Liebkosungen durchdrungen; die Blumen lächelten ihnen zu, als blühten sie für sie. Die Stimme des einen war dem andern wie ein Engelgesang. Marguerite fand Paul stolz und schön, ohne es ihm zu sagen; Paul ging gern hinter ihr her, um still ihre runden Hüften zu bewundern, ihr braunes Haar, das im Lichte rötlich schillerte, ihre gebräunte Haut, ihren runden festen Nacken, ihre etwas breiten Schultern, ihre kleinen Hände, ihren kleinen Fuß. Und nährlich vor Liebe sagte er ihr süße Worte. Sie liebten sich. Wenn ich ihm einmal in der anderen Welt begegne, diesem De Coster, dann soll er wissen, daß mich „eine Hochzeitsreise“ Monate meines Lebens gekostet hat“, sagt Karl Ritter. Und das kann man ihm wahrlich glauben, denn die Verfilmung eines Prosaerwerkes von der Eigenart dieser ständischen Dichtung fordert andere Mittel als Spiel und Bildübertragung schlechthin. Sie konnte nur gelingen durch das reiflose Aufsuchen aller Beteiligten in der De Costerischen Simmels- und Teufelswelt.

E. D. Single.



Die Hauptdarsteller der „Hochzeitsreise“: Francois Rosa y am Bett ihrer Tochter — Mathias Wiemann und Angela Salloker



(Photo: Ufa 2)



VON HEINZ SPECHT, KARLSRUHE

3. Fortsetzung

Ein schönes Quartier Schon über eine halbe Stunde marschieren wir durch eine etend lange Straße Cabro...

Diese ungewohnten Bilder aufs aufmerksam betrachten, erreichen wir doch noch nach einem anstrengenden Marsch das...

Nichts wie schnell die schwerbeschlagenen Schritte heraus sich in die Sporthöhe geworfen und mal wieder tüchtig mit Birne, Wasser...

Eisenbahnfahrten Straßender Sonnenschein liegt über dem Industriegebiet Cabrovo. Wie schon seit...

Einige Kameraden sind unterdessen schon lange vorausgefahren, um eine evtl. Abfahrt des Zuges aufzufassen. Wir sind schweiß...

BRIEFMARKEN-ECKE

Die deutschen Auslands- und Kolonialpostämter

Verhältnismäßig spät ist Deutschland in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten, die damals schon eigene Postanstalten im Ausland unterhielten.



Wasserträgerinnen in Arbarasi

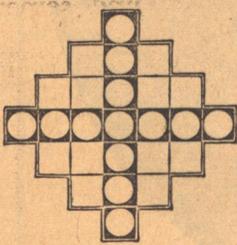
(Aufn.: Linzenmeier, Karlsruhe)

In einen Güterwagen lassen wir uns nicht verfrachten. Enttäuscht blicken wir den Bahnbeamten an. Und ebenso enttäuscht führt er...

uns auf den Zug zu und schließlich entdecken wir auch gleich hinter dem Tender der Lokomotive einen einzigen, armfelig aussehenden...

Köpfchen! Köpfchen!

Diamanträtsel



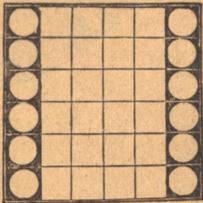
In die Felder obiger Figur sind die Buchstaben AA, B, C, D, EEE, G, H, II, LLLLL, MM, R, S, TT, WW derart einzutragen, daß die mittlere waagerechte und senkrechte Reihe...

Umstellrätsel

Norden - Rebe - Tafel - Reis - Rebe - Gang - Trug - Reich - Serie.

Jedes der vorstehenden Wörter ist durch Umstellung seiner Buchstaben zu einem anderen bekannten Hauptwort umzuwandeln.

Füll-Rätsel



Erste Reihe: Edles Metall Zweite Reihe: Wesenszug Dritte Reihe: Gebautes Land

Personenwagen. Da bleibt uns nichts übrig, um überhaupt noch einen Platz zu erhalten, als schleunig einzusteigen. Nach einem...

In Tirnovo

10.30 Uhr. Wir sind in Tirnovo angelangt. Je weiter wir dem Süden näher kommen, desto unästhetischer brennt die Sonne. Wie...

Der größte Teil der jetzigen Stadt breitet sich im Westen aus. Auf dem Duffar, einem alleinstehenden plateauartigen Hügel, sind innerhalb der großen Umfassungsmauer...

Über eine Brücke des Jantra-Flusses laufend, entdecken wir einen ideal gelegenen Zeltplatz am Ufer des Flusses. Sogar kaum vertrocknetes Gras ist hier zu finden.

Selbstverständlich spricht sich das, wie wir später feststellen, wie ein Lauffeuer in der ganzen Stadt herum. Ein Zeltlager mit 15 Deutschen und eine flotte Weissen spielende Harmonika schlagen dort wie eine gemaltige...

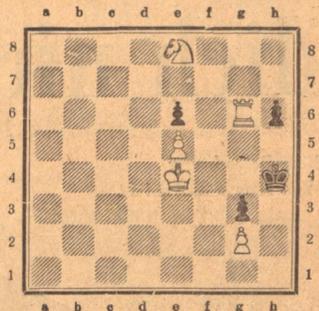
(Fortsetzung folgt.)

Schach

Leitung: Badischer Schachverband, Theo Velzinger, Durlach.

Folge 7 12. Februar 1939

Aufgabe Nr. 8 von E. Köbel Volk und Zeit 1921



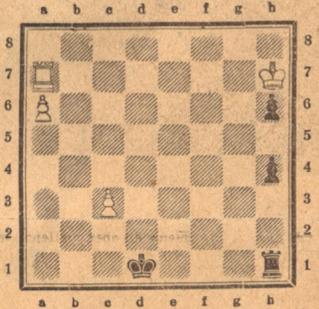
Weiß: Kd4, Tg8, Se8, Ve5, a2, (5). Schwarz: Kh4, Veb, a3, h6, (4).

Matt in 3 Zügen.

Der Turm im Endspiel

Jeder Schachspieler muß wissen, daß im Endspiel der Turm nicht vor den Freibauern, sondern hinter ihn gehört. Dies gilt sowohl für den Turm, der den Vormarsch des Freibauern unterstützen soll, wie auch für den feindlichen Turm, der den Freibauer aufhalten soll.

Endspiel von S. Mind (Barcelona)



Weiß zieht und gewinnt

1. Tg7-g7! Kd1-c2. 2. Tg7-g2+. Kc2-b3. 3. Tg2-a2!! Kb3-a2. 4. a6-a7 und gewinnt. Oder: 1. ... Tg1-e1. 2. Tg7-g1! Tel.g1. 3. a6-a7 und gewinnt.

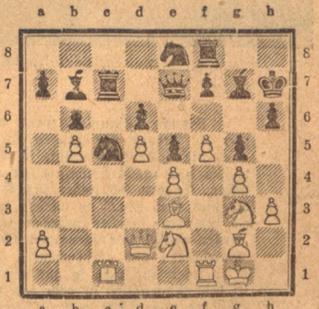
Schönheitspreis im Duisburger Turnier

Die folgende Partie des 1. Siegers im Turnier zu Duisburg erhielt den 1. Schönheitspreis. Sie zeigt die geniale Spielweise von Ernst, von dem wir auch beim nächsten Turnier um die Deutsche Meisterschaft noch manche schöne Partie erwarten dürfen.

Indische Partie

Weiß: Ernst Schwarz: Schlender 1. d2-d4 e6-f6 13. Kc1-c3 e6-e7 2. c2-c4 g7-g6 14. Ta1-c1 e7-e5 3. g2-g3 f8-g7 15. Dd8-c4 e7-e6 4. Vf1-g2 0-0 16. b2-b4 e8-a6 5. e2-e4 d7-d6 17. b4-b5 e6-e7 6. Sg1-e2 e7-e5 18. a3-g4 f8-e8 7. 0-0 e7-e6 19. e2-g3 d7-b4 8. Sd1-c3 e8-d7 20. Dc4-e2 f8-e7 9. d4-d5 e7-b6 21. Dc2-b2 e7-b6 10. Dd1-b3 Dd8-e7 22. Sc2-e2 Kg8-b7 11. h2-h3 e6-d5 23. f2-f4 Dg4-e7? 12. c4-b5 e6-e8 24. f4-f5 g6-g5

Stellung nach dem 24. Zuge von Schwarz:



25. f5-f6! e7-f6 32. Dd2-e2 h7-g6 26. Sg3-f5 d7-d8 33. Td1-f1 e8-f5 27. Sc2-g3 e8-a7 34. e4-f5+ Kg8-h7 28. h3-h4 e6-e8 35. Sc2-b5 Df8-g8 29. Sd5-h6! g5-h4 36. Sd5-f7 30. g4-g5! h4-g3 31. g5-f6 e7-f5 Schwarz gibt auf.

Vierte Reihe: Wohlführende Blume Fünfte Reihe: Ueberzug für Federbetten Sechste Reihe: Wiene

Die Felder dieser Figur sind derart mit Buchstaben auszufüllen, daß die waagerechten Reihen Wörter von der beigefügten Bedeutung ergeben. Die senkrechten, durch Kreise gekennzeichneten Reihen müssen je einen weiblichen Vornamen ergeben.

Merkrätsel

Genua, Kanone, Brauen, Wolf, Ziel, Landmann, Varr, Aische, Chaos, Wall Von jedem der vorstehenden Wörter sind zwei nebeneinanderstehende Buchstaben zu merken, die alsdann im Zusammenhang einen militärischen Rang bezeichnen.

Wer hat richtig erraten?

Silberkrästel: Rotturner, Oktober, Bronika, Eigenliebe, Magasin, Bismarck, Edehse, Rheumatismus, November. Ergänzung: Wests, Riste, Vermischung, Schmalte, Segelwuppe, Feld, Wasser, Gaul, Spähe, Art. - Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Kreuzworträtsel: Waagerechte: 1. Gut, 3. Bier, 6. Zuminde, 11. Franzosen, 15. Entie, 16. Brot, - Senkrechte: 1. Gas, 2. Uhu, 4. Jda, 5. Kat, 7. Zee, 8. Zran, 9. Giro, 10. Rebe, 11. See, 12. Alt, 13. Sir, 14. Rot.

Bunte Ecke

Briefmarkenauctionen sind viel älter als unsere Sammlerfreunde glauben. Die erste Briefmarkenauction dieser Art wurde in Amerika am 28. Mai 1870 und in England am 18. März 1872 durch Wilkinson and Lodge, London, welche die Sammlung des bekannten englischen Dichters N. B. Scott versteigerten, abgehalten. Das Gesamtergebnis der Scottschen Auktion betrug 258 Pfund Sterling, der Höchstpreis für eine einzelne Marke (St. Louis 20 Cent) war 8 Pfund 12 Schilling. In Louis Senfs Leitfaden für Briefmarkensammler 1921 heißt es: Amtliche Auktionen gab es schon in den 60er Jahren. So verkaufte das sächsische Finanzamt zu Dresden durch amtliche Auktion im Herbst 1868 alte sächsische Briefumschläge. Das Höchstgebot gab ein Dresdener Expeditur ab, den Jenner für 8 Taler (Stokfenzler unserer Sammlerfreunde: Das waren noch Zeiten...

Die erste Briefmarkenzählung, sogenannte Archer-Zählung nennt man den ersten Versuch, den der Erfinder an der 1-Penn-Markte rotbraun von Großbritannien 1841 mit Genehmigung der Behörden anstellte. Die Zählung ist 16 (16 Zölne auf zwei Zentimeter enthaltend) Henry Archer erfand dann etwa 1848 eine Maschine zum Zählen der Briefmarken. Er erhielt mit seinem Mechaniker 4000 Pfund für die Maschine, die später durch den Ingenieur Rapier verbessert und 1854 eingeführt wurde. Archer starb im März 1863 in Pau in Frankreich.

Konstantinopel (diese Schreibweise finden wir auf unseren Stempeln vereinigt) errichtet. Nach der Reichsgründung wurde die Agentur am 11. Mai 1871 in ein „Deutsches Reichspostamt“ umgewandelt.

Ebenso mäßig wie im Orient waren die Postverhältnisse im fernem Osten. Hier war die Lage nur insofern noch schlechter, als der Verkehr fast ganz auf die postalischen Einrichtungen der Konkurrenzstaaten angetrieben war. Eine gedeihliche, aufwärtsgehende Entwicklung war unter diesen Umständen ausgeschlossen. Man muß sich daher wundern, daß das erste von Bismarck 1884 im Reichstag eingebrachte Gesetz über die Errichtung und Unterhaltung von regelmäßigen Postdampferlinien zwischen Deutschland, Ostasien und Australien unerledigt blieb. Durch Vertrag vom Juli 1885 wurde dem Norddeutschen Lloyd unter Gewährung einer staatlichen Unterstützung die Einrichtung der Postdampferlinien nach Ostasien und der Südsee übertragen.

Bereits 1886 wurden in Apia und Tongatabu Postdampferdienstleistungen geplant. Bei der Wichtigkeit des Plabes und bei der zu erwartenden großen Anwartschaft wurde, jedoch gleich mit dem ersten Reichspostminister ein Postfachbeamter nach Shanghai geschickt, um dort am 18. August 1886 eine kaiserliche deutsche Postagentur zu eröffnen. Die 1896 in ein kaiserlich Deutsches Postamt umgewandelt wurde.

1890 faßte die Deutsche Post in Vituland und Sanibar Fuß, allerdings nur für kurze Zeit; denn bereits im gleichen Jahr wurde Vituland und Sanibar durch Vertrag vom 17. Juni 1890 zwischen Deutschland und England wieder preisgegeben. Schließlich wurde Ende 1899 neben verschiedenen Postagenturen

Erst nachdem Deutschland auf seinem Ent-

Mensch, ärgere dich nicht!

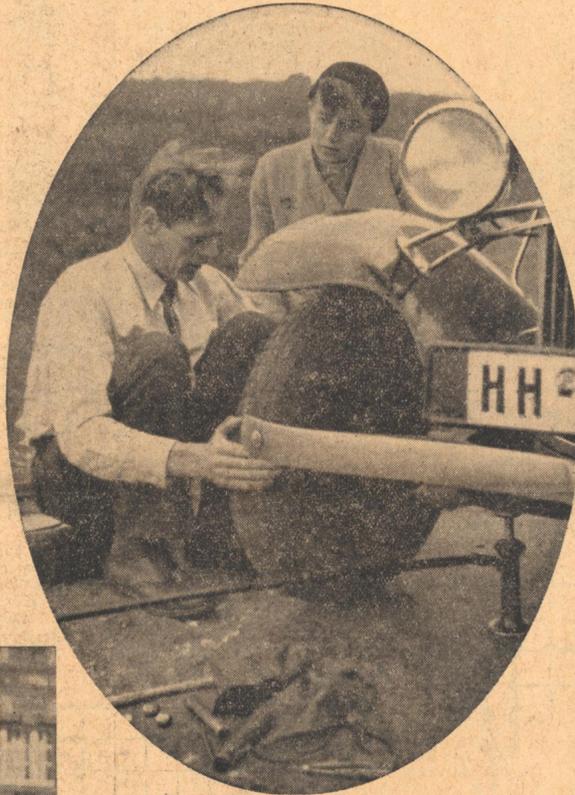
Eine Betrachtung
Von Hugo Schmidt



Ein harmloses Spiel, bei dem man sich nicht ärgern soll, aber sich unweigerlich doch ärgert



So ein Dickkopf von Knopf



Nicht nur die Hände schmiert man sich an, auch noch Vorwürfe bekommt man zu hören



Fraulein, da hilft kein Mundspitzen, da muß gezahlt werden

Manche behaupten, wenn etwas schief ginge, wären daran allein die Sterne schuld, nur die Sterne, die händen dann irgendwie nicht „harmonisch“ zueinander, dann müßte alles nichts, denn es müßte ja fozusagen schief gehen. Man täte am besten, an solchen Tagen gar nichts Wichtiges zu unternehmen, überhaupt gar nicht erst aus dem Haus zu gehen, sondern sich lieber ins Bett zu legen und solange zu warten, bis Saturn oder Uranus oder Mars es wieder freundlicher meinten.

Anderer wieder warnen für den frühen Morgen dringend vor dem verächtlichen „Sinken Fuß“, vor schwarzen Haaren, umgedrehten Kleidungsstücken, vor umgeschütteten Salzflüssern und zerbrochenem Glas...

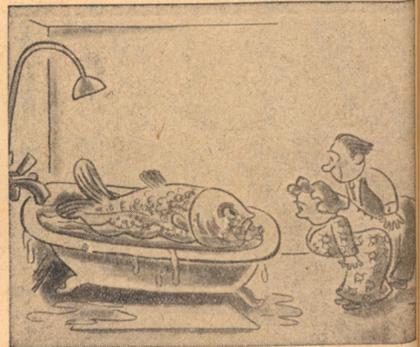
Aber alle noch so gut gemeinten Rat schläge und Warnungen sind schließlich müßig in dem Augenblick, in dem das so gefürchtete Pech dich oder mich wirklich getroffen hat. Für die vielen alltäglichen Stiefkinder dessen, was als das „kleine Glück“ bezeichnet werden könnte, gibt es nur einen Rat schlag: den nämlich, man sollte sich nicht ärgern, auf keinen Fall; denn vom Ärger wird ja doch nichts gebessert. Ärger macht die Scherben nicht wieder heil, das Verfehrte nicht wieder richtig — und überhaupt stört er in der Heberlegung darüber, was zu unternehmen in einer heiklen Situation wohl das Beste sei.

Lachen am Wochenende



Originell, aber — unpraktisch

Auf dem Faschingsball: „Vorsicht, wir werden von meinem Freund beobachtet!“
Zeichnung von A. Leihberg (Scherl-M.)



Zu lange aufgehoben

„Entweder wir essen ihn jetzt endlich, oder wir kaufen eine größere Badewanne!“
Zeichnung von Theo Gebürsch (Scherl-M.)



Rauhe Wirklichkeit im Filmatelier

Es sprach der König zum Lakai: „Bis morgen eine Mark mir leih!“
Zeichnung von B. Daneke (Scherl-M.)



Gut gemeint

„Der Streit ist ja nicht mehr länger mit anzusehen also — wem gehört nun der Ball?“
Zeichnung von J. K. Martin (Scherl-M.)



Am meisten ärgert man sich über die vergnügt höhnischen Gesichter der anderen, die rechtzeitig da waren
Foto: Luchs-Bavaria (5)